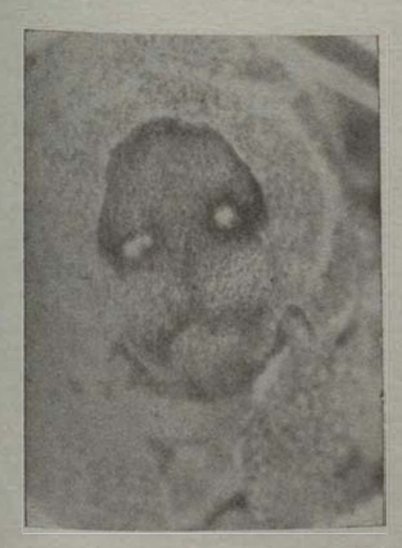
Zeitschrift für metapsychische Forschung

Die Ziele: Förderung der Forschung auf metapsychischem und angeschlossenen Gebieten, Aufklärung unter objektiver Kritik unserer Erkenntnis, Kampf gegen das Ausbeutertum, Abwehr gegnerischer Angriffe, Diätetik der Seele, Pflege einer spiritualistischen (idealistischen) Weltanschauung.

Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7 / Die „Z.mp.F." erscheint dreimonatlich in jährlich vier Heften.

11. Jahrgang — Berlin, den 1. September 1940 — 3. Heft



Ein Phantom? Oder ein „Extra" als psychoenergetisch objektivierte Vorstellung?

Aus dem Inhalt:

Inhalt:

**Meine Anschrift ist infolge Umbenennung des Hauses:
Berlin-Lichterfelde-Ost, Heinersdorfer Straße 42.
Die Wohnung als solche ist also unverändert.**

Der Beachtung empfohlen!

Nach Aufgabe einer besonderen Geschäftsstelle für die mit dem Verlage und der Herausgabe der Z.mp.F. verbundenen Büroarbeiten haben diese zusammen mit der übrigen Korrespondenz meine Zeit und Kraft nach und nach derart beansprucht, daß beide mehr und mehr für eine vollauf ordnungsmäßige Abwicklung der Arbeit nicht ausreichen, wenn ich nicht zu allen materiellen Opfern auch noch jenes der eigenen wissenschaftlichen Arbeit hätte bringen wollen.

Gewiß haben meine mehrfachen betreffenden Hinweise im Umschlagteile der Z. bereitwilliges Verständnis gefunden, und ich bitte für es wie überhaupt für die so vielfältig erfahrene Unterstützung auch an dieser Stelle gebührend danken zu dürfen.

Immerhin, es drohte sich derart ein Zustand zu entwickeln, der allseitig als unbefriedigend hätte empfunden werden müssen und sicherlich auch nicht den Interessen der Z. gedient hätte.

So bin ich dem Gedanken immer näher getreten, mich mit einem Verlage zu verbinden. Dabei reichte die Vertrauenswürdigkeit desselben als Voraussetzung der Wahl keineswegs aus.

Der betreffende Verlag mußte vielmehr im Hinblick auf die materielle Lage der Z. gleichzeitig auch ein ideelles Interesse an der Forschung auf metapsychischem Gebiet nehmen. Es sind so Jahre vergangen, ehe ich mich zu einem Angebot entschließen konnte, und zwar **an den Herold-Verlag Dr. Franz Wetzel & Co., K.-G., München-Solln, Ottilienstr. 16.**

Während ich die Pflichten aus der Herausgabe und Schriftleitung der Z. weiter erfülle, wird der vorgenannte Verlag die Verlagsgeschäfte der Z. mit dem Jahreswechsel übernehmen. Ich habe nicht

Zeitschrift für metapsychische Forschung

11. Jahrgang Berlin, den 1. September 1940 3. Heft

Erlebtes.

Von Amtsgerichtsrat i. R., Geheimer Justizrat Driessen, Witzenhausen.

Wer mit den nötigen Vorkenntnissen das eigene Traumleben genau (mit stets sofortigen Niederschriften) beobachtet und prüft, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß es sich bei den auftretenden Bildern und Gestalten häufig wirklich nur um Dramatisierung eigener Gedanken und Vorstellungen des tagwachen Lebens handelt, zumal solcher, die nicht vollständig konsumiert, abreagiert sind.

Das schließt jedoch nicht aus, daß manchmal fremde Faktoren, mindestens als Anreger beteiligt sind, und daher ist an der antiken Formel sicherlich etwas Wahres, daß im Traum die Götter mit dem Menschen sprechen. Jeder „Einfall" fordert solche Prüfung heraus, und man weiß ja, daß Künstler (Goethe) oft wie unter einem Zwange produzieren. Auf etwas derartiges könnte auch die oft erstaunliche glänzend farbige Plastizität der Bilder, die alle Leistung des tagwachen Bewußtseins übertreffen, hindeuten.

Andererseits ist der von Jaensch dargelegte Typus des Eidetikers zu beachten. In seiner medizinischen Psychologie sagt Kretschmer (S. 27): „Eidetiker nennt Jaensch solche Individuen, die die Fähigkeit zu optischen Anschauungsbildern besitzen. Der Eidetiker kann ein Bild bzw. ein beliebiges anschauliches Objekt nicht nur als Vorstellung, sondern anschaulich mit dem Charakter der Empfindung reproduzieren — — im buchstäblichen Sinne wieder sehen, und zwar bis zu genauer Meßbarkeit. —

Man weiß ja ferner auch, wohin die Hypothese einer Spaltung der Persönlichkeit führt und daß man derartiges insbesondere bei Schizophrenie zu beobachten meint. Man spricht von Traumpersönlichkeit — „verschmolzene und durch eine wunderbare Gedächtnisleistung zusammengehaltene Vorstellungen des Unterbewußtseins" — (Dessoir, Jenseits der Seele, S. 248 der 6. Auflage) — und hätte also, wenn man an das kollektive Unterbewußtsein glaubt, in den von der Erbmasse getragenen Vorstellungen fernster Vorfahren Material genug. Es fragt sich aber auch dabei nur, ob es nicht einen Pluralismus bewußter Geistwesenheiten gibt, und ob solchen nicht telepathische Anregung ausführbar ist. —

Auf dem Untergrunde dieser Fühlung mit den psychischen Theorien sei dem redlich denkenden Leser ein Erlebnis berichtet, das von einem Traumbilde zu einer medial-psychometrischen Leistung fortzuschreiten schien.

Juridische Angelegenheiten haben mich seit etwa zehn Jahren häufig nach Holland — hauptsächlich Amsterdam, und einige Male nach dem Haag geführt. Es war dort meine Aufgabe, in Bibliotheken und

Archiven geschichtliche Forschungen anzustellen und alte Gesetzesvorschriften zu bearbeiten.

Am 19. Oktober 1933 — als eine Reise nach Holland in naher Aussicht stand — sah ich frühmorgens im Traume ein sehr plastisches Bild, über welches die Notiz besagt: „an Meeresküste Schiff, Bug nach dem Strande, drei kleine Masten. Daran tief hängt breit eine blaue Tuchwand („Flagge"?) mit zwei oder drei weißen Quadraten".

Diese knappe Notiz ist nach sicherem Gedächtnis, wie damals klar war, dahin zu ergänzen: an dem Strande standen hohe städtische Gebäude, wie man sie etwa in Ostende, aber in Holland — abgesehen von den mehr vereinzelt stehenden Seebad-Baulichkeiten — nirgends sieht. Annäherung größerer Schiffe an den Strand ist dort bei geringer Wassertiefe ausgeschlossen.

Der Traum ist mir damals unerklärlich geblieben; ich habe sofort die Flaggen der Nationen und auch die Merktafeln des Automobilwesens verglichen und keine Anhaltspunkte gefunden.

Die Abreise nach Amsterdam geschah am 20. Oktober 1933; am 21. und 22. war ich in Leiden, am 24. im Haag. Dort befindet sich im vornehmsten Viertel neben dem Kriegsministerium ein glänzend ausgestattetes Künstlerhaus — Pulchri Studio — und dort sah ich nach längerer Arbeit im kriegsgeschichtlichen Archiv die Anzeige, daß abends Madame Dupois einen psychometrischen Experimentalvortrag halte. Selbstverständlich wollte ich ihn besuchen und nahm sofort eine Eintrittskarte. Ich besuchte dann einen namhaften Parapsychologen und ferner ein distinguiertes spiritistisches Ehepaar (Gerichtspräsident i. R.). In der Zeitschrift für Parapsychologie, Februar 1934, steht ein Bericht über die außerordentlichen Erlebnisse dieser vielerfahrenen Menschen.

Abends betrat ich in dem Künstlerhause zunächst einen Vorsaal, in welchem eine lange Sitzungstafel mit schönen alten Lehnsesseln umgeben war, und ich war betroffen, als ich an jedem der Sessel oben an ovaler Lehne ein Wappen sah: in blauem Felde drei weiße Quadrate!

In dem Vortragssaal war mein Platz ganz nahe dem Podium, und hinter dem schon mit einer Menge kleiner Gebrauchsgegenstände bedeckten Tische stand ein gleicher Sessel mit demselben Wappen!

Mein Tagebuch enthält über das Geschehen einen — auch wieder knappen — Bericht, den ich hier mit Ergänzungen wiedergebe.

Als Madame Dupois aus dem Hintergrunde das Podium betrat, erblickte man eine schwarz gekleidete zierliche Gestalt, und die ersten Worte: „Dames en Eeren" — (statt Herren) — kennzeichneten die Französin, deren Holländisch dann auch mangelhaft war. Sie sprach in vollkommen schlichter Haltung und erklärte, sich als Medium bezeichnend, daß sie vor psychometrischer Betrachtung der dargebotenen Gegenstände mitteilen wolle, welche geistigen Wesenheiten (intelligenties) sie im Saale erblicke; es mochten 120 bis 150 Personen anwesend sein. Sie wandte sich an verschiedene meist ziemlich entfernt sitzende Besucher und gab an, daß neben oder hinter ihnen Verstorbene ihr sichtbar seien.

In jedem Falle genaue Beschreibung der Gestalten und — ganz in spiritistischer Weise — ihrer Kleidung, und sie schloß dann die Frage an, ob man etwas daraus machen könne. Die bereitwilligen und oft Erstaunen zeigenden Antworten waren stets bestätigend.

Einer Frau wurde eröffnet, daß neben ihr eine weibliche Gestalt stehe, die für die Blumen danke und den 9. Oktober nenne. Die Ant-

wort lautete: das war der Tag des Begräbnisses". — Von der Erscheinung eines sehr bleichen jungen Mannes wurde gesagt, daß er sich „verdrinkt" — (statt verdronken = ertränkt) habe, und das wurde bestätigt. Aehnlich in einigen weiteren Fällen. —

Dann wandte sich Madame Dupois plötzlich zu mir und sagte: „Neben Ihnen steht eine alte Frau, deren Haar in der Mitte gescheitelt ist; sie trägt eine große goldene Brosche. Sie hebt drei Finger, und spricht dann den Namen Johann aus. Als Botschaft für Sie sagt sie: „nicht ändern, lassen wie es ist." —

Es ist hier hinzuzusetzen, daß ich im Februar 1934 Madame Dupois in ihrer Wohnung in Haarlem besucht habe. Sie beschrieb wiederum und in gleicher Weise die alte Frau, und sagte, auf deren Haupte sehe sie einen einer kleinen Haube ähnlichen Kopfschutz. —

In jener Sitzung habe ich mich darauf beschränkt, als Bestätigung zu sagen, daß mir die Angaben sinnvoll zu sein schienen, und sie sind es in folgender Weise:

Meine im Jahre 1918 verstorbene Mutter, von deren zwölf Kindern neun herangewachsen sind — hat nie einen anderen Schmuck getragen als eine große goldene Brosche, und auf einem Altersbilde ist diese und ein Kopfputz (oder Schutz) aus schwarzer Spitze ersichtlich. Vor ihr sind drei ihrer verbliebenen neun Kinder gestorben, und den Namen Johannes führte nur ein Familienmitglied: ein Schwager, der damals in guter Gesundheit im Ruhestande lebte. Sein plötzlicher Tod ist am 4. Mai 1934 eingetreten. — Ich meine zu wissen, daß in okkulter Sprache Finger oft Abkömmlinge bedeuten, und der erteilte Rat paßte zu meiner damaligen Erwägung einer Aenderung meiner Wohnlage. Bei dem Besuche in Haarlem hat eine abermalige Botschaft erklärt: „Du tust ja doch, was Du willst" — und das ist zutreffend. Die Einzelheiten der psychometrischen Prüfung können übergangen werden: die Angaben wurden von allen betreffenden Personen als völlig richtig bezeichnet.

Das kann niemand Wunder nehmen, der auf dem Gebiete der Psychometrie Bescheid weiß, und etwa des Dr. med. Pagenstecher Berichte über seine Experimente mit der Frau Maria de Reyes de Z. — in Mexiko — kennt.

Es bleibt anzufügen, daß ich im Haag völlig unbekannt war und daß ich nie etwas von Madame Dupois gehört hatte. Es kann sich also, wenn man von der spiritistischen Geister-Hypothese absehen will, nur um die Frage handeln, ob das Medium den Inhalt meines Bewußtseins hat ablesen können. — Daß es außer dem „Hellsehen in der Vergangenheit" Pagenstechers auch ein Schauen in die Zukunft gibt, kann nur aus Unkenntnis der hundertfältigen Tatsachen bezweifelt werden.

Bekanntlich hat am 29. November 1937 der niederländische Prinzgemahl einen schweren Auto-Unfall erlitten. — Am 27. November hat eine Frau in Amsterdam dem Dr. W. H. C. Tenhaeff in Utrecht, den sie bereits früher hinsichtlich ihrer Traumgesichte konsultiert hatte — brieflich ein solches Gesicht mitgeteilt, worin sie den Prinzen Bernhard als das Opfer eines (eingehend geschilderten) Auto-Unfalles erblickt habe.

Der Bericht des Dr. Tenhaeff steht in „Tydschrift voor Parapsychologie" Nr. 4 vom Juli 1938. Er nennt den Fall = een goed geconstateerd geval van Proscopie. —

Klassische Zeugen metapsychischer Geschehnisse . . .

Von B. Grabinski, Wiesbaden.

Der vielzitierte Ausspruch Hamlets, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gebe, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lasse, scheint immer mehr an Berechtigung zu gewinnen. Und zwar nicht nur im Hinblick auf die zunehmende Literatur, die sich mit den „okkulten" Dingen befaßt, sondern sogar auch mit Rücksicht auf ähnliche Berichte, die von mehr oder weniger berühmten Zeitgenossen, von sehr bekannten Denkern und Staatsmännern unserer Tage wiedergegeben werden, jedenfalls von Männern, die alles andere als abergläubisch waren. Es waren dies durchweg sehr frei denkende Persönlichkeiten, deren Zeugnis daher um so schwerer wiegt.

Bei meinem Interesse für Biographien sind mir in der letzten Zeit in der einschlägigen Literatur mehrere Berichte über seltsame Geschehnisse bekannter Persönlichkeiten aufgestoßen, die geradezu den Anspruch erheben, als klassische Zeugen angesprochen zu werden. Nachstehend einige solcher Berichte, die falls sie zutreffend sind — was in Anbetracht der Persönlichkeit der Autoren wohl kaum wird in Zweifel gezogen werden können — doch wohl als Tatsachen hingenommen werden müssen.

In ihrem Buch „Lieb, Leid und Zeit, eine unvergeßliche Ehe, mit zahlreichen unveröffentlichten Briefen von August Strindberg" (Hamburg, 1936) schreibt die auch als erfolgreiche Schriftstellerin bekannte Witwe des großen nordischen Dichters, Frau Frida Strindberg unter anderem:

„Ich bin jetzt sechs Monate mit August Strindberg verheiratet. Kenne ich meinen Mann schon? Das eine weiß ich: Es ist schwer für Strindberg, mit Menschen ohne Zusammenstoß zusammenzuleben, weil er die Welt anders empfängt als sie.

Vor ungefähr einer Woche ging ich nachmittags eine halbe Stunde aus und kam ohne besonderes Erlebnis zurück. Strindberg war finster. Nach Tische fragte er mich lauernd? „Du hast S.— getroffen?" Es klang mehr als eine Behauptung als eine Frage.

„Ich — nein".

„Du hast ihn um 4 Uhr an der Ecke der Karlstraße (in Berlin) getroffen!"

Ich war um 4 Uhr an der Karlstraße, doch getroffen habe ich niemanden. „N—ein—!"

„Trugst du nicht dein grünes Tuchkleid (er hatte mich nicht darin gesehen) . . . und knüpfte nicht. S.— eine Erinnerung daran?"

„Ich trug das Kleid, aber ich habe ihn nicht getroffen!"

„Warum leugnest du?"

„Aber ich sage dir doch: ich habe keinen Menschen getroffen."

Heute aber, wo ich an das ganze nicht mehr denke, treffe ich um präzise 4 Uhr, präzise in der Karlstraße, in präzis demselben Kleide — H. S. Er knüpft tatsächlich eine Erinnerung an das Kleid. Ich bin derartig entsetzt, daß ich blindlings die Flucht ergreife. S. versteht nicht, meint, er habe etwas verbrochen, jagt, Entschuldigungen stammelnd, hinter mir her. Ich wende mich nicht um. Endlich läßt er nach, er hält mich wohl für verrückt . . .

Strindberg merkt, daß ich verstört bin, fragt und — ich gestehe es ihm weinend. Er hat aber nur einen Blick unsäglicher Verachtung für

mich: — *warum ich es nicht schon vor acht Tagen zugestanden hätte?* — Die organische Verlogenheit des Weibes äußere sich da wieder.

Ich will der Wahrheit gewiß nicht zu nahe treten, aber was Wahrheit ist — weiß Gott allein."

An einer anderen Stelle berichtet Frau Strindberg über zwei Begebenheiten, die sich während ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Dornach an der Donau zugetragen haben:

„Weich und mild streicht der Frühling übers Land . . . Kürzlich saßen wir nachmittags in der „Mönchszelle" (Zimmer in einem bescheidenen Landhäuschen) beisammen. Plötzlich erhebt sich Strindberg: — „Jetzt wird der Bote mit der Post bald da sein, er stieß eben mit dem Kahn von Ardagger ab."

Das Ufer ist zu weit entfernt, als daß man mit bloßem Auge sicher feststellen könnte, welcher Kahn abstößt. Und das Fenster geht ja auf den Acker und gar nicht auf den Fluß hinaus. Es stimmt aber trotzdem: der Bote ist soeben vom jenseitigen Ufer abgestoßen. Mein Fernglas bestätigt es mir, als ich ins Freie eilte.

„Erwartest du Post heute . . .?" frage ich zögernd.

„Nein . . . aber deine Schwester sendet dir die Wäsche für das Kind . . .!"

Davon war nie die Rede gewesen, ich wußte davon nichts, er hatte mit meiner Schwester nicht korrespondiert. — *Aber die Wäsche kam wirklich*, wie er gesagt, mit eben dem Boten, noch zur selben Stunde an. —

Ein andermal behauptet er, Großmutters Lieblingskater habe mit Mutters Lieblingskater ein Duell bis aufs Blut gekämpft und sei um ein halbes Ohr ärmer geworden dabei. Ich konstatiere, daß das nicht stimmt. Großmutters Kater und Mutters Kater befinden sich wohl. *Vier Tage später beißt der eine dem anderen aber tatsächlich das halbe Ohr ab*, ein sizilianischer Ehrenhandel offenbar, der Großmutter und Mutter in feindliche Lager treibt.

Dergleichen „übersinnliches" interessiert Strindberg als Phänomen, aber es erstaunt ihn nicht sonderlich. — Wir stünden durch unser Nervensystem in Verbindung sowohl mit Kosmos wie mit Tellus, meint er; daraus ergebe sich für Menschen mit verfeinerten Sinnen eine mehr oder weniger ausgebildete Beziehung zu der ganzen Welt."

Den Aufzeichnungen der Verfasserin ist weiter zu entnehmen, daß Strindberg auch sonst noch „okkulte" Erlebnisse gehabt habe, die er seinem näheren Freundeskreise, darunter dem bekannten Chirurgen Carl Ludwig Schleich, mitteilte. Sie selbst scheint der Auffassung zu sein, daß Strindberg zuweilen gewisse übersinnliche Fähigkeiten besessen habe bzw. hellsehend gewesen sei. Sie schildert diesbezüglich ein seltsames Erlebnis mit ihm:

„Als ich von der Schwelle des Zimmers aus zum Mahle rufe, hört er mich nicht. Doch sehe ich ihn an seinem Schreibtisch sitzen. Kerzengerade sitzt er, aufrecht, aber unbeweglich. Ich rufe wieder. Er hört mich wieder nicht. Und erst als ich erschrocken an ihn herantrete und furchtsam die Hand auf seine Schulter lege, wendet er sich um. Jetzt habe ich einen Leichnam lebendig werden sehen . . . Eine tote Form habe ich gesehen, die sich vor meinen Augen langsam beseelt, von starrer Masse wieder zum fühlenden Geschöpfe wird. Es mag eine

halbe Minute gedauert haben, oder eine volle Minute. Vielleicht zwei Minuten — aber als August Strindberg wieder völlig August Strindberg ist und Körper und Geist sich neu vereint haben, da liege ich in tiefer Ohnmacht auf dem Boden. Ich möchte das Geschaute nie wieder schauen, es war grauenvoll.

Tagelang ist er selber ganz bleich, seine Züge wirken wie ein Feld, das ein Erdbeben geklüftet hat. Es hat ihn furchtbar mitgenommen, aber er beobachtet sich, wie er einen Fremden beobachten würde. Er ist mit dem Ergebnis zufrieden, feilscht nicht um den Preis.

„Das war interessant", sagt er nur mit leuchtendem Blick. Und damit ist alles aufgewogen."

*

Max Dauthendey, der namhafte Lyriker und Erzähler, gibt in seinem Buche „Der Geist meines Vaters", Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert (München 1912) interessante Einzelzüge aus dessen Leben wieder. Sein Vater, der längere Zeit in Petersburg gelebt, hatte sich dort das Zigarettenrauchen dermaßen angewöhnt, daß er später in Nürnberg, wohin er übergesiedelt war, täglich ununterbrochen, und zwar buchstäblich vom frühen Morgen bis zum Abend Zigaretten rauchte, die im Hause selbst hergestellt wurden. Es waren dies große Zigaretten, dick und lang wie eine Zeigefinger, die der Vater bis sogar spät nach Mitternacht im Bett rauchte.

Es heißt dann weiter:

„Mein Vater war unglücklich, wenn er seine Zigaretten einmal vergaß, oder wenn man vergessen hatte, ihm die Zigarettentasche zu füllen, und er nichts zu rauchen bei sich trug. Nicht bloß wir, niemand in der ganzen Stadt konnte sich meinen Vater ohne Zigarette vorstellen. Ich selbst rauche fast nie, aber noch lange, nachdem mein Vater gestorben war, mußte ich öfters eine türkische Zigarette in meinem Zimmer anzünden, um mir dieselbe Luft zu verschaffen, die meinen Vater immer umgab, und die blau voll Zigarettenrauch war. Ebenso erging es meiner jüngsten Schwester. Sie mußte sich in den ersten Jahren nach dem Tode meines Vaters das Rauchen angewöhnen, um sich einmal vorzustellen, daß mein Vater noch um sie lebte.

Etwas Seltsames ist mir am Todestag meines Vaters passiert, das auch beweisen kann, wie stark der Duft der Zigarette von dem Wesen meines Vaters unzertrennlich war.

Es war am 5. September 1896. Ich lebte damals, jung verheiratet, in Paris. An diesem Tage, Mittag gegen 12 Uhr, erhielten wir Besuch. Als er wieder fortging, war es halb ein Uhr. Diese Zeit — halb ein Uhr — ist hier notwendig festzustellen, da sie bedeutungsvoll ist für das, was sich darnach ereignete. Meine Frau ging in ihr Zimmer, während ich an die Wasserleitung trat, um mir die Hände zu waschen. Ich hatte weder geraucht, noch befanden sich Zigaretten im Hause, aber seltsamerweise schien es mir, als ob während des Waschens Seife, Wasser und meine Hände plötzlich stark nach bitterem türkischem Tabak rochen. Es war jener, mir von Hause aus so wohlbekannte, aromatische Tabakgeruch, wie ich ihn zeitlebens nur bei meinem Vater in seinem Zimmer und bei seinen Zigaretten eingeatmet hatte. Ich schüttete das Wasser fort, wusch meine Hände von neuem zwei-, dreimal. Aber der Zigarettengeruch haftete durchdringend an der Haut meiner Hände, so daß ich sehr erstaunt in das Zimmer meiner Frau eintrat und ihr

sagte: „Sonderbar, es haftet ein aufdringlicher Zigarettengeruch an meinen Fingern, und kein Wasser und keine Seife können ihn fortbringen."

Meine Frau, welche meinen Vater nie gesehen hatte und nie in unserem Hause gewesen war, meinte, daß ich mir den Zigarettenrauch einbilde. Sie konnte keinen Tabakgeruch an meinen Händen bemerken. Wir sprachen dann nicht mehr darüber, gingen in die Stadt und kehrten gegen drei Uhr nach Hause zurück. Nicht lange darnach rief unten im Vorgarten die Hausmeisterin herauf: „Ist Herr D. zu Hause? Hier ist ein Telegramm. „Nun geschah das Seltsame: meine Frau und ich sahen uns an und sagten uns, wie von einem und demselben Gedanken getroffen: das Telegramm bringt uns eine Todesnachricht! — Und so war es auch.

Mein Vater war an demselben Mittag um halb ein Uhr in Würzburg gestorben. Dieses telegraphierte mir meine jüngste Schwester. Ich dachte jetzt nicht nur an den Zigarettengeruch, der mich um halb ein Uhr so deutlich in die Nähe meines Vaters gebracht hatte, — ich dachte hauptsächlich auch an eine Traumstimme, die ich in einer Juninacht zwischen Wachen und Schlafen in demselben Zimmer gehört hatte.

Es war eine warme Nacht gewesen. Es mochte lange nach Mitternacht sein, da fuhr ich auf und fand mich auf dem Rücken liegend, wie ein Leichnam ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet, in unbequemer Stellung, wie ich sonst nicht zu schlafen pflege. Zu gleicher Zeit hörte ich deutlich eine Stimme, dicht um mich; diese sagte vernehmbar und klar auf deutsch: „Im September stirbt dein Vater!"

Erstaunt richtete ich mich auf, weckte meine Frau und erzählte ihr von der Stimme und der Prophezeiung, die ich eben gehört hatte. Dabei war ich gar nicht erschrocken. Eine große Feierlichkeit hüllte meinen ganzen Körper wie eine Wolke ein. Ich fühlte mich wie getragen und noch immer feierlich von der Stimmung umgeben und hätte nur gerne gewünscht, mehr zu hören, als nur dieses: „Im September stirbt dein Vater."

Kein Schmerz, keine Angst, keine Trauer, nichts von allen diesen selbstverständlichen Gefühlen drängt in mich.

Die Hoheit jener Stimme und die Hoheit des ausgesprochenen Satzes, den ich immer wiederholen mußte, überwogen jeden Schauder vor der Todesbotschaft. Meine Frau war nicht im mindesten erstaunt über dieses seltsame Ereignis. Alles Wunderbare schien ihr von jeher selbstverständlich, und sie sagte nur einfach: „Es wird sich zeigen, wenn es September wird, ob die Stimme wahr gesagt hat."

Am nächsten Tage schrieb meine Frau das Nachterlebnis in ihr Tagebuch. Der Sommer verging, und wir sprachen fast nie mehr von jener Prophezeiung. Nur am ersten September, als wir morgens erwachten, richtete sich meine Frau im Bett auf, und ihr erster Satz war: „Weißt du, daß heute der erste September ist?"

„Ja, ich weiß es", sagte ich, „aber es ist schrecklich, daß du mich daran erinnerst. Wir werden jetzt jeden Tag daran denken, daß mein Vater sterben kann."

Eigentümlicherweise dachten wir aber auch nach diesem Morgengespräch nicht mehr daran. Die nächsten vier Tage bis zum fünften

September vergingen, ohne daß wir uns an die Prophezeiung erinnerten. Erst im Augenblick, als die Hausmeisterin vom Garten unten heraufrief und das Telegramm gemeldet wurde, sagten wir uns beide mit einem Blick: das ist Todesnachricht! —

Wir sind dann noch in derselben Nacht von Paris nach Würzburg gereist. Als ich am nächsten Tag vor dem Sarge meines Vaters stand, und ich sein altes, starkes energisches Gesicht so feierlich und vornehm und mit den friedlich geschlossenen Augen, vor mir wiedersah, und er mit gefalteten Händen in dem steifen Sarge auf dem Rücken lag, war mir, als hätte ich in jener Juninacht an mir selbst den Tod erlebt, damals, als ich aufgewacht war und mich in einer Lage wie in einem Sarge gefunden, und eine Stimme gesprochen hatte: im September stirbt dein Vater!"

*

In diesem Zusammenhang sei der merkwürdige Fall eines Wahrtraumes wiedergegeben, den der amerikanische Psychologe Prof. J. B. Rhine in einem Buch berichtet, das kürzlich in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Neuland der Seele" (Stuttgart-Berlin 1938) erschienen ist (aus dem Amerikanischen übertragen von Prof. Dr. Hans Driesch, dem bekannten Leipziger Naturphilosophen):

„Unsere Familie wurde einmal spät in der Nacht durch einen Nachbar aus dem Schlaf geweckt, der sich einen leichten Wagen und ein Pferd ausborgen wollte, um zu einem neun Meilen entfernten Nachbardorfe zu fahren. Der Mann sagte zu seiner Entschuldigung, daß seine Frau durch einen schrecklichen Traum aufgeweckt sei, einen Traum, der ihren in jenem Dorfe lebenden Bruder betraf. Der Traum hatte sie so erregt, daß sie darauf bestand, ihr Mann möge sogleich hinfahren, um zu sehen, was an der Sache sei. Der Mann erzählte, daß seine Frau ihren Bruder gesehen habe, wie er heimkehrte, sein Geschirr in den Stall führte und die Tiere abschirrte; er sei sodann in den Heuschober gegangen und habe sich mit einer Pistole erschossen. Sie sah ihn abdrücken und dann über das ein wenig geneigte Heu hinabrollen bis in einen Winkel hinein. Nichts habe sie zu der Überzeugung bringen können, daß sie nur unter einem Alpdruck gelitten habe. Mein Vater lieh ihnen also einen Wagen, und sie fuhren zu ihres Bruders Haus. Da fanden sie dessen Frau, die noch ihres Mannes Rückkehr erwartete, ohne von irgendeinem Unglück etwas zu ahnen.

Sie gingen zu dem Stall und fanden die Pferde abgeschirrt. Sie gingen zum Heuboden hinauf, und da lag der Leichnam an genau der Stelle, welche die Schwester auf Grund ihres Traumes beschrieben hatte. Die Pistole lag im Heu genau an dem Orte, an den sie gefallen sein mußte, wenn sie in der von ihr angegebenen Weise gebraucht worden, und wenn der Körper später auf dem Heu herabgerollt war. Es schien in der Tat so, als hätte sie jede Einzelheit des Vorganges mit photographischer Treue geträumt."

Prof. Rhine führt dann einen weiteren Traum „eines sehr bekannten College-Präsidenten" an, der „jüngst in einer öffentlichen Rede berichtet" wurde:

„Dieser erzählte, daß er eines Nachts sehr lebhaft von einem alten Schulkameraden träumte. Er hatte lange Jahre nichts mehr von

diesem Manne gehört. Der Traum war so lebhaft, daß er sich nach dem Erwachen klar daran erinnerte. Er erzählte seiner Familie beim Frühstück den Traum und sagte, er wolle seinem alten Kameraden einen Brief schreiben. Einige Tage später empfing e r einen Brief von seinem Schulfreunde, worin dieser sagte, daß er ihm nach all den Jahren deshalb heute schriebe, weil er in der letzten Nacht — (es ergab sich, daß es dieselbe Nacht war, in der der Präsident seinen Traum gehabt hatte) — weil er in der letzten Nacht so lebhaft von seinem alten Freund geträumt hätte, daß er nicht umhin könne, wieder einmal von sich hören zu lassen."

Prof. Rhine ist der Auffassung, es sei in diesem wie in anderen ähnlichen Fällen so gut wie völlig unmöglich, die Vermutung abzuweisen, daß „die Seele in irgendwelcher Form den Raum durcheilt und dabei Dinge erfährt, welche die Sinne nicht wahrnehmen können."

*

Der Übersetzer des Rhine'schen Buches, Prof. Driesch, der dieses Werk mit einem Vorwort versehen hat, betont darin, daß es dem Verfasser auf Grund sehr exakter experimenteller Versuche endgültig gelungen sei, bei den Phänomenen, bei denen Hellsehen oder Telepathie (seelische Fernwirkung) in Frage komme, den Zufall als Erklärung auszuschließen.

Im Mai 1922 hielt Prof. Driesch einen Vortrag in Prag über das Thema „Der Okkultismus als neue Wissenschaft", in dem er lt. „Psychische Studien" (2. Heft 1923) folgenden Fall mitteilte:

„Ein Düsseldorfer Rechtsanwalt hatte vor einigen Wochen, als er wie gewöhnlich nachmittags für eine Weile einschlief, im Verlaufe einiger Minuten den folgenden Traum: Er träumte, er sähe seinen Kollegen, der gleichfalls Rechtsanwalt in Düsseldorf war, als Leichnam, in vollkommen durchnäßten Kleidern und mit einer blutenden Wunde in der rechten Gesichtshälfte. Durch den Traum aufs höchste erregt, erzählte er diesen sofort seiner Gattin und anderen Bekannten. Er beruhigte sich erst, als er jenen Kollegen täglich gesund vorübergehen sah.

Drei Wochen nach diesem Traum wurde er telefonisch auf das Hafenamt in Düsseldorf gerufen, zum Zwecke der Feststellung eines Leichnams, der soeben aus dem Wasser herausgezogen worden war. Der Leichnam, zu dem er geführt wurde, war eben jener Kollege, über den er vor drei Wochen träumte. Das Gewand der Leiche war vollkommen durchnäßt und an eben der geträumten Stelle befand sich eine blutende Wunde, also genau so wie er es in jenem Traume sah und seiner Frau und anderen Bekannten beschrieben hatte. Durch das Auffinden einer Visitenkarte im Anzuge des Toten war man darauf aufmerksam geworden, daß der betreffende Rechtsanwalt ein Bekannter des Ertrunkenen sein müsse und holte ihn deshalb zur Identifikation des Toten.

Zur Zeit des Besuches Prof. Driesch's in Düsseldorf standen die beteiligten Personen noch ganz unter dem tiefen Eindrucke dieses prophetischen Traumes, der eben bis in die Einzelheiten in Erfüllung gegangen war."

(Schluß folgt.)



Tierseele — Hellgefühl — Das Absolute

Mit 6 Abbildungen.

Von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde.

Auch eine nach ihrer experimentellen Anordnung und durch das erstmalige Versuchsergebnis beachtenswerte Arbeit vermag sich auf einem Gebiete, das für die offizielle Wissenschaft Neuland bedeutet und für das sie somit von vornherein wenigstens unbewußte Ablehnung hat, selbst dann kaum je durchzusetzen, wenn sie von einem eingeführten großen wissenschaftlichen Verlage getragen und propagiert wird. Es ist aussichtslos, wie ich in bezug auf meine Arbeit: „Grundversuche auf dem Gebiete der psychischen Grenzwissenschaften" (66 S. 3 Abb., Berlin 1924) erfahren mußte, etwa einen bis dahin unbekannten Verlag durch eine solche Arbeit einführen zu wollen.

Schon S. 77 des 2. Heftes Jhg. 1940 der Z.mp.F. habe ich eine spätere ausführliche Bezugnahme auf diese meine Arbeit gelegentlich der Hinweise auf Arbeiten von H. Bender und J. B. Rhine vorangezeigt. Wenn ich mit dieser Veröffentlichung schon im vorliegenden Heft der Z.mp.F. — eher als zunächst beabsichtigt — einsetze, so hat mich dazu letztlich das i. J. 1940 im Rupert-Verlag (Leipzig, erschienene Buch von Herbert Fritsche: „Tierseele und Schöpfungsgeheimnis" (435 S. 8 Abb.) veranlaßt, da es sich vielerorts auch mit dem „Hellgefühl", das sich in jenen „Grundversuchen" demonstriert, beschäftigt, da es sich, von der Heranziehung einer Reihe meiner Beobachtungen abgesehen, an mehreren Stellen in nur obenhin vorgebrachter Weise auf meine Auffassungen von der „Vernunft des Absoluten" bezieht und da ich andererseits mit einer Besprechung dieses ausgezeichneten Buches in der Z.mp.F. nicht länger zögern darf; ausgezeichnet besonders in der volkstümlich flüssigen, manchenorts zu dichterischer Schönheit aufsteigenden Sprache wie durch die reichen Anregungen aus der großen Fülle von Beispielen aus der Tierpsychologie, welche auch noch die vorjährige Literatur berücksichtigen. Ich wünsche dem Buche weiteste Verbreitung. Jeder nicht vollkommen verrohte Mensch muß so weitgehend Tierfreund sein, um es nicht bereichert aus der Hand zu legen. Das möchte ich unterstreichen, wenn ich nunmehr so weit zu ihm Stellung nehme, wie es das Thema gebietet. Es wird sich dabei leider zeigen, daß das „biomusikalische Gehör" Fritsches (S. 246) mit seiner „vierfachen Wurzel der Instinkte" kein Geheimnis der Tierseele bzw. keine Entdeckung auf dem Gebiete der Tierpsychologie wahrgenommen hat. Es hat, nach Art anderer Beobachter, in 4 getrennte Töne aufgelöst bzw., als solche getrennt belassen, was nur ein in sich harmonischer Grundton, Erscheinungsweisen derselben psychischen Grundbeziehung, nur Entfaltungen aus einer einzigen Wurzel sind.

Fritsche spricht ja selbst an mehreren Stellen davon, daß seine 4 Wurzeln nicht isoliert werden können; so noch zum Schlusse (S. 403): „Um abschließend daran zu erinnern, daß nie eine einzige Wurzel der Instinkte isoliert wirksam ist, auch nicht, wenn sie noch so eindringlich vorherrscht, sei „— es folgt eine Beobachtung über die ‚innere Uhr' der Bienen — hingewiesen". Das zeigt sich übrigens auch ohne dieses Bekenntnis an den zahlreichen rückweisenden Bezugnahmen auf frühere Beispiele und Erörterungen. Es überrascht danach, wenn Fritsche seinen — er spricht immer im Plural: „unseren" — „eigenen Vorschlag zur

Übersichtlichmachung und Deutung dieser schwierigen Vielfalt" (der Instinkte) zu Beginn seiner Ausführungen über die „4 fache Wurzel" (S. 346) betont mit den Worten vorträgt: „Wir" (s. o.) „glauben vier im Prinzip verschiedenartige Motive aus der Symphonie des Instinktlebens der Tierheit heraushören zu können. Sie sind nur selten isoliert vernehmlich, durchdringen einander, verschlingen sich zu Arabesken und Unentwirrbarkeiten, aber sie sind da für den, der ein biomusikalisches Gehör besitzt."

Die „4 fache Wurzel" wird benannt: Entelechie Erbgedächtnis, somnambule Wahrnehmungsweisen, Gruppenseele (S. 347 u. a. O.). Zu ihnen liest man bezeichnenderweise z. B. S. 364: „Fast jeder Forscher hält einen Zipfel des Zutreffenden in den Händen, wenn über die Instinkte bald dies, bald das ausgesagt wird. Was Widersprüche zu sein scheinen, sind in Wahrheit nur Gesichtswinkel und Einseitigkeiten, sobald wir daran festhalten, daß es eine vierfache Herkunft dessen gibt, was gewöhnlich und fälschlich unter dem einheitlichen Instinktbegriff zusammengefaßt wird, dem man dann auch eine einheitliche Wurzel zuzusprechen gedenkt. „Oder auch S. 348: „Nochmals sei mit Nachdruck betont, daß nur die Wurzel der Instinkte vierfach ist. Nur, was unter der Oberfläche am Werk ist, läßt sich zu einer Vierheit ordnen. In dem, was wir als Instinkthandlungen bei hellem Tageslicht beobachten können, mischt sich das Vierheitliche der Wurzel, die bei Persephoneien lebt und atmet. Das darf nicht vergessen werden."

Die 4 „Wurzeln" an sich sind in der Tat der Literatur entnommen, verschiedenen „Gesichtswinkeln" der Betrachtung und „Einseitigkeiten" der Beobachter. Als einziger Unterschied gegen Bisheriges erscheint der, daß Fritsche die Betrachtungsweise einfach umkehrt: er steckt gewissermaßen die Sprosse in den Boden und ihre Wurzel in die Luft und behauptet, hiermit eine Entdeckung gemacht zu haben, die ihm im übrigen aber nicht einmal eine bessere Dispositionsbasis lieferte denn sonst üblich.

Ich will mich mit dieser Begründung meiner Ablehnung nicht begnügen und davon absehen, nun anschließend und weiter zu zeigen, daß wir mit dieser willkürlichen Umkehrung, selbst wenn wir sie annehmen würden, keinerlei Fortschritt unserer Erkenntnis gewännen, sondern wenn auch in größter Kürze — eine eingehendere Behandlung behalte ich mir gelegentlich der Zusammenfassung meiner noch unveröffentlichten Beobachtungen zur experimentellen Tierpsychologie vor — die Untersuchung auf eine Kennzeichnung der „4 Wurzeln" ausdehnen.

„Die nüchterne Tierpsychologie versteht", schreibt Fritsche S. 321, „unter Instinkten Verhaltensweisen, die angeboren, arteigentümlich und vermutlich unbewußt verlaufen, wobei sie zwar anpaßbar in gewissem Grade sind, dennoch aber den Charakter eines Festgelegtseins, einer verhältnismäßigen Starre wahren." Abgesehen davon, daß ich das Wort: „vermutlich" streichen würde, sollte die „Anpaßbarkeit" weniger in ihrer Begrenztheit als in ihrer überraschenden „Elastizität" hervorgehoben werden. Schon in meinem „Handbuch der Entomologie" Bd. II S. 1235 (Jena 1929) habe ich vor dem Abschnitte über das Lernvermögen und die Dressurfähigkeit der Insekten gesagt: Es baut sich das Leben des Einzeltieres „auch bei den Insekten auf einer reichen je eigenen Erfahrung auf, welche eine weitestgehende psychische Anpassungsmöglichkeit an die besonderen und selbst an abnorme (experimentelle) Verhältnisse erweist, die, von menschlicher Seite dargetan, den Charakter der Einsicht

tragen würde. Der Ursprung dieser zweckmäßigen Reaktionen liegt jedenfalls nicht in einer auf das Finale gerichteten psychischen Tätigkeit, in einer Urteilsleistung des Insektes, des Tieres". Schon in meiner „Kritik der insbesondere von C. G. Schillings behaupteten Mimikry-erscheinungen bei Zebras und Giraffen" („Aus der Natur" 1906/07 S. 661 ff.) schloß ich, daß nur die „Auffassung einer eigengesetzlichen, zweckmäßigen Reaktion der Organismen auf das Bedürfnis als Ursache" zur Deutung herangezogen werden könne. Und ähnlich anderenorts. Dieses Bekenntnis war ein gewagtes Neues zu einer Zeit, da man mit darwinschen Zweckmäßigkeitsphantastereien selbst „offiziell" einander zu überbieten trachtete.

Nunmehr: „Wurzel" I, die Entelechie. Ein besonders von Hans Driesch wieder aufgenommener Aristotelischer Begriff, der, wie die Platosche Ideenlehre, die Leibnizschen „Monaden" das durch das Wirken selbst erreichte Ziel, ein „inneres Werdeziel" (K. C. Schneider) bezeichnet. D. h. die Bezeichnung für jene Ursache, welche dem Einzeltier die artlich gebundene Entwicklungsroute diktiert, sowohl die körperliche, wie die psychische, also den artgemäßen Lebensablauf bestimmend. Entelechie ist nur ein Wort für eine Erscheinung, gegen welche die materialistische Biologie blind geworden war. Der Ursprung der Entelechie liegt jenseits aller möglichen Erfahrungen, wir können sie nur an ihren Aeußerungen erweisen. Nur die Idee als solche ist frei; das bezeugt schon der unbegreifliche Ideenreichtum der Schöpfung (Abb. 1). Innerhalb der Verwirklichung einer solchen Idee im Einzeltier ist dieses unfrei.



Abb. 1 a

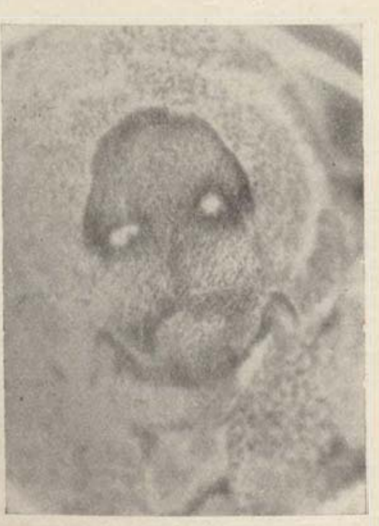


Abb. 1 b

Abb. 1 a: Die oberseitige Zeichnung des Bruststückes beim Totenkopfschwärmer (Acherontia atropos L.). Vergr. etwa 5/2.
Abb. 1 b: Die Umkehrung von Schwarz-Weiß der Abbildung 1 a.

„Wurzel" II: das Erbgedächtnis. „Fest steht, daß Erbgedächtnishaftes reichlich beobachtbar ist — und ebenso fest steht, daß es zu seiner Erkenntnis lediglich einiger Kenntnisse in der Vorfahren-Biologie des Tieres bedarf, bei dem jeweils ein Erbgedächtnishandeln wahrgenommen wird" (S. 348). Für das, was in diesen Erbgedächtnisbereich fällt, wird

nach anderen früheren S. 361 f. noch folgendes weiteres Beispiel von Pferd und Rind gegeben: „Beide Tiere erheben sich in ganz verschiedener Weise aus der Ruhelage, das Pferd setzt sich vor dem Aufstehen zunächst auf die Vorderbeine, das Rind hebt zuerst mittels der Hinterbeine den Hinterkörper hoch und behält auf diese Weise den Kopf recht lange in Bodennähe. Beides hängt mit Erbgedächtnisprägungen zusammen. Das Steppen-Augentier Pferd, das vor sich die Weite gewohnt ist, braucht Umschau, wenn es aus der Ruhe aufgestört worden ist und sich erheben will. Also Kopf hoch! Das ist die erste Forderung, die die Steppe an das Tier stellt. Umgekehrt beim Waldtier Rind. Wo es im Dickicht überhaupt Sicht zu haben vermag, ist es eine Sicht durch die Stämme, durch das Unten des Waldes. Außerdem aber greift das Rind mit gesenktem Kopf an, wenn es einen Feind vermutet. Beider Tiere Verhaltensweisen sind biologisch sinnvoll, sind dem Erbgedächtnis eingeprägt worden in Übereinstimmung mit der Lebensweise."

Zu den Beispielen wie diesem ist schon an sich etwa Folgendes zu sagen: Wenn die Ahnen des Rindes, „das wir uns am ehesten kaffernbüffelähnlich vorstellen müssen" (S. 247/48), „zur Tertiärzeit" „im warm-feuchten Dschungelwald" gelebt haben soll, d. h. in einem sumpfigen, von üppigster Vegetation durchflochtenen Niederwaldgebiet, so ist unbegreiflich, daß die schweren Tiere in ihm nicht rettungslos versanken. Wo dazu am Boden eine Sicht „durch" die Stämme herkommen soll, ist gänzlich rätselhaft. Da hat es das Pferd als Steppentier fraglos leichter. Am leichtesten aber würde es ihm gegenüber noch die Giraffe haben, deren Hals vielleicht nicht deshalb so hoch gezüchtet wurde (nach der darwinschen „Erklärung"), um nach und nach im Laufe der Jahrzehn- oder -hunderttausende an das sonst unerreichbare Futter des Akazienlaubes der Steppe heranzureichen, sondern um bessere Ausschau halten zu können. Aber was sagt nun die Beobachtung darüber, wie sich die Giraffe niederlegt (nach Alfred Brehm, Säugetiere 4. Bd., Neubearbeitung von Hilzheimer u. Heck, Berlin 1920 S. 155): „Um sich niederzutun, senkt sie sich zuerst auf die Beugegelenke der Vorderbeine, knickt hierauf die Hinterbeine zusammen und legt sich endlich auf die Brust, wie das Kamel." Beim Aufstehen die umgekehrte Reihenfolge. S. 155 daselbst vorher: „Wegen der Größe und Schwere des Vorderteiles ist die Giraffe nicht imstande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben, sondern dazu muß eine Zurückbiegung des Halses, wodurch der Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt wird, zu Hilfe kommen; dann erst ist es ihr möglich, die Vorderbeine von der Erde zu bringen." „Mit der neuen Bewegung des Halses erfolgt das Nachspringen der Hinterfüße." Das ist eine nüchterne Beziehungsweise ohne selektionistische Phantasie. Wer gar einen kanadischen Bison gesehen hat, wird nicht zweifeln, daß bei ihm und überhaupt bei der Unterfamilie der Rinder eben dieselben, von der Morphologie diktierten Gründe vorliegen.

Ich will mich mit der Kritik dieses einen Beispieles begnügen, zumal ich in erster Linie Grundsätzliches zu dem zu sagen habe, was unter die 2. „Wurzel" fällt. S. 347 spricht Fritsche von der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften als „wohl unhaltbar". S. 364 sagt er: „Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß es dazu" („das Erbgedächtnis zu erklären") „keineswegs der naiven Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften bedarf und daß wir in Westenhöfers

Lehre von der Eigenlinie in der Entwicklung der Arten oder der ihr eng sinnverwandten Formenkreislehre Kleinschmidts eine befriedigende Deutungsmöglichkeit sehen." „Eigenlinie" und „Formenkreislehre" würden der Entelechie angehören. Versteht Fritsche unter Erbgedächtnis etwas ihm selbst eine „naive Annahme". Wenn nicht, bleibt überhaupt nur die entelechische Herkunft übrig. Es ist die Unfreiheit des Einzeltieres innerhalb der Verwirklichung der metaphysischen Artidee, welche auch zu gelegentlichen „Fehlleistungen" meist des Einzeltieres unter abnormen Verhältnissen führt. Übrigens: „Fehlleistungen". Auch unsere Erde, die Mutter von allem und jedem auf ihr, trägt viel Krankhaftes aus dem Widerstreit dessen, was sie gebiert. Und doch kann auch sie nur als Organismus, als Erde hingenommen werden. Ein Gedächtnis ist schon den Einzellern eigen, denn auch sie können Erfahrungen sammeln. Das Nervensystem als mit den psychischen Aeußerungen des Lebensablaufes verhaftet, ist keine eigengesetzliche Entwicklung, es liegt im Bauplan der Idee verankert und ist somit wie diese entelechisch, metaphysisch. Zuerst war die Idee.

„Wurzel" III, die „natursomnambulen Wahrnehmungsweisen" einer „Ursinnessphäre". Es deckt sich diese unübliche Bezeichnungsweise mit dem, was der Tierpsychologe unter der Anpassungsfähigkeit des Tieres an Sonderverhältnisse, unter der „Adaptabilität" versteht und kennt. Die obigen Zitate aus meinem „Handbuche" (1929) und „Aus der Natur" (1906/07) beziehen sich auf diese Erscheinung.

S. 366 heißt es zu III: Rudolf Tischner „hat mit besonders prägnannten Worten die Verwandtschaft von Instinkt und Hellsicht —, außersinnliche Wahrnehmung im Sinne von Bender in einer seiner Arbeiten betont. Unseres Erachtens trifft das dort Gesagte allerdings nur wiederum auf diese dritte Wurzelspitze der Instinkte zu". Von einer „Wurzelspitze" spricht Fritsche auch an anderen Stellen, gegenüber der Gepflogenheit im übrigen, von einer „Wurzel" zu sprechen. Die Wurzelspitze ist eigentlich der zutiefst ins Erdreich reichende Teil der Wurzel. Es ist nicht anzunehmen, daß mit dem Zusatz „Spitze" etwa gesagt sein soll, wir hätten unsere Erkenntnis mit dem Worte zugleich vertieft.

Eine Ursinnessphäre ist es, auf die auch meine „Grundversuche" (s. o.) auf experimenteller Unterlage verwiesen haben; ich nehme an, als erste betreffende Arbeit überhaupt. Es ergibt sich dies nicht nur aus den Versuchsergebnissen überhaupt, sondern ich habe diese Folgerung auch ausdrücklich ausgesprochen (S. 66): „Noch eine Frage von größerer Bedeutung möchte ich hier streifen, welche sich aus den Versuchsergebnissen mit Notwendigkeit ergibt. Diese haben die Möglichkeit der Füreinandersetzung der verschiedenen Sinne als Suggestivagenz dargetan. Hieraus folgt die gemeinsame Wurzel der Sinne auch für die Höchstorganismen, wie sich theoretisch aus ihrer angenommenen Entwicklung aus dem für die verschiedenen Reize gleichermaßen sensiblen Protoplasma der Einzelligen ergeben möchte." „Zugleich eine Aufforderung, von jener experimentellen Erfahrung aus die verschiedenen Reizfaktoren in ihren physikalisch-chemischen Ausprägungen mit den unterschiedenen physiologischen Vorgängen und psychischen Auswirkungen von dem Gesichtspunkte einer übergeordneten vereinheitlichenden Theorie aus zu betrachten."

Daß es sich im übrigen bei der „Wurzel" III nicht um eine „Hellsicht", um ein „Hellsehen" im Sinne der Metapsychik handeln kann, liegt auf der Hand; auch wenn man unter jenen Worten nur eine außersinnliche Wahrnehmung versteht und nicht, wie ich — zum Unterschiede von den Formen der Telepathie — ein Wissen um etwas, das keinem lebenden Menschen zukommen kann. Hier wird unter natursomnambulen Wahrnehmungsweisen einer Ursinnessphäre — schon die Bezeichnung als Wahrnehmung geht fehl, da diese ein Empfinden plus Beziehen ist, ein psychischer Vorgang, der ja gerade für das Tier abgelehnt wird — alles das begriffen, was nicht einem vollkommen „starren" Lebensablauf entspricht. Das gilt also unter allen Umständen für alle einzeln lebenden Tiere, deren Umweltbedingungen niemals wirklich übereinstimmen können, um genau denselben Ablauf zu erleben. Es gilt aber ebenfalls für die vergesellschaftet und sozial lebenden Arten und ist eine so allgemeine Erscheinung, daß Darwin auf dieses „Variieren" als Ausgangspunkt die Selektionstheorie begründete. Und selbst dort, wo wir wie vor einem Wunder des Verhaltens stehen, wie bei den ihre Blattrichter wickelnden Rüsselkäfern (Abb. 2 u 3), ist die Anpassungsfähigkeit ein zweites Wunder. Das Buch gibt eine gute bezügliche Darstellung,



Abb. 2

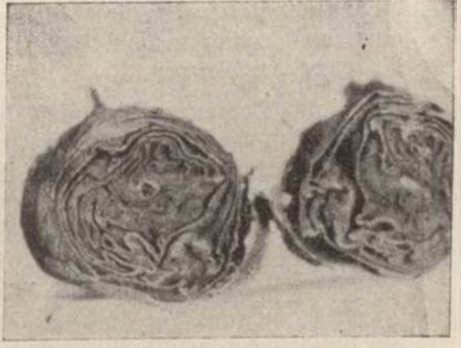


Abb. 3

Abb. 2. Tütenförmige Röllchen des Birken-Trichterwicklers (Rhynchites betulae L.), die aus den Eiern schlüpfenden Larven fressen den Inhalt aus. Gr. etwa 2/5.

Abb. 3. Querschnitt durch den zylindrischen Wickel des Eichenblattrollers (Attelabus curculionides L.); man beachte die Vielzahl der Rollungen. Gr. etwa 3/1.

der es anfügt: „Wasmann konnte feststellen, daß die durch das Blatt genagten Linien des Trichterwicklerweibchens ein geometrisches Verhältnis zur Blattrandkrümmung innehalten, das dem Menschen durch einen von Huygens entdeckten mathematischen Satz bekannt ist. Die erste genagte Linie verhält sich zum Blattrand wie eine Evolvente zur Evolute, eine Abwicklungslinie zur Grundkurve; die zweite Linie ist vom Verlauf der ersten wiederum abhängig. Der Mensch hat in seinen Ergründungsversuchen der Mechanik entdecken dürfen, daß bei einem solchen Verhältnis der Schnittlinien sich Trichterkonstruktionen von größter Festigkeit ergeben, die sich mit geringster Kraftanstrengung herstellen lassen. Lange vor dem Mathematiker und Physiker der Neuzeit hat der kleine Rüsselkäfer dasselbe zwar nicht ‚gewußt', aber ‚ge-

mußt'. Gemußt, weil es ihm sein inneres Werdeziel, seine Entelechie befahl."

Ich habe mich schon i. Je. 1932 unter „Die Vernunft des Absoluten in Tier und Pflanze" auf dieses Beispiel bezogen. Gerade die Insekten lassen eine überwältigende Fülle, eine freischöpferische Phantasie nicht nur in bezug auf Gestalt und Färbung, sondern auch in bezug auf den Weg erkennen, dessen die Art für ihre Entwicklung normaler Weise bedarf. Aber auch damals schon (Nr. 8 Jhg. 1932 der Z.mp.F.) habe ich nachdrücklichst gerade darauf hingewiesen, wie überraschend weitgehend das Einzeltier anormalen, selbst experimentellen Außenfaktoren zu entsprechen vermag, und ich habe dabei meine Formulierung einer „Entsprechung auf das Bedürfnis als Ursache" (1906/07) wiederholt. Als bezügliche Beispiele führte ich die „angepaßten" T-Träger in einem beim Eintragen verletzten Nest der „gemeinen Wespe" Vespa germanica F. an, die ich auch abbildete, ebenfalls wie den Blattkegel von zwei Gracilaria stigmatella F. — Raupen, die ich im Experiment genötigt hatte, einen gemeinsamen Blattkegel anzufertigen. Ich habe damals übergangen und will auch hier nur darauf hinweisen, daß in einem späteren Versuche mit 3 Raupen eine der Raupen an der Blattspitze einen normalen Blattkegel, die zweite eine Rollung des Blattrandes vornahm, an welcher sich später die dritte beteiligte. Diese Blattrollungen bilden eine sonst artlich vielfach beliebte Sicherungsmethode von Leben und Nahrung bei Raupen.

Paul Deegener, der wohl erfahrenste Fachmann auf insektenbiologischem Gebiete überhaupt, hat zu dieser Gemeinsamkeitsarbeit zweier Tiere, die nicht einmal in ihrem artlichen Leben, geschweige denn im individuellen jemals Anlaß zu einer solchen Erfahrung gehabt haben können, ein anderes vortreffliches Beispiel hinzugefügt, auf das das Buch gebührend hinweist (S. 345 f.). Bei der Aufzucht von Ringelspinnerraupen fertigen die Raupen unter besonderen Umständen nicht den üblichen Einzelkokon, vielmehr zu mehreren, bis zu vieren, einen gemeinsamen Kokon mit nur einem Schlupfloch an, das den entsprechend angeordneten Raupen bzw. Puppen auszuschlüpfen ermöglicht. Also auch in diesem Falle beherrschen solitäre Tiere den Bauplan einer Mehrlingsarbeit. Im Falle der Wespen handelte es sich um eine Sonderleistung bereits sozialer Tiere.

Ich muß mit diesen Beispielen äußerster Fälle zur „3. Wurzel" schließen. Das sind Reaktionen, Entsprechungen „auf das Bedürfnis als Ursache". Wollen wir hier von „Natursomnambulismus", von Hellfühlen (statt „Hellsicht") sprechen, von einer Art nachtwandlerischer Sicherheit also — um eine Bezeichnung aus dem menschlichen psychischen Erscheinungsbereich zu gebrauchen—, so tun wir damit nicht den geringsten Schritt auf dem Wege zu weiterer Erkenntnis, worauf schon die volkstümliche Redeweise oder Annahme von Schutzgeistern für das Auftreten beim Menschen zeigt. Mit einem „Sinn", ob „Ursinn" oder nicht, ist für tierseelisches Verhalten nach Art z. B. der letzten Beispiele nichts anzufangen. Selbst wenn wir statt dessen bei dem Tiere ein „Gefühl" für das Bedürfnis annehmen wollten, kann es doch nur unbewußt sein und seine Befriedigung im Rahmen des innerhalb des Ideenplanes Möglichen bzw. Vorgesehenen nur vom Unbewußten her erfolgen. Es ist vielmehr als eine selbstverständliche Forderung jene an

die Entelechie zu stellen, daß sie die Arten in ihrem psychischen Verhalten wie in ihrer körperlichen Gestaltung derart in die Gesamtnatur einzufühlen vermag, daß die Einzeltiere als Artträger zu existieren vermögen. Ein „Sinn“ kann keine mathematischen Aufgaben lösen. Die Entsprechensfähigkeit („Adaptationsvermögen“ der Tierpsychologie) ist ein Merkmal der Entelechie selbst, das im einzelnen wohl latent bleiben kann, aber auch dann noch nicht die Annahme einer „3. Wurzel“ für die zu Tage tretenden Adaptationen rechtfertigt. Wir befinden uns auch bei den ihr zugeschriebenen Erscheinungen auf metaphysischem Boden.

Wurzel IV: die Gruppenseele. „Dort, wo die Gruppenseele waltet, spielen die Individuen überhaupt keine festgelegte Rolle mehr, das kollektive Sein regiert die Stunde“ (S. 348). Und schon vorher S. 346 im Anschluß an die Wiedergabe der Deegenerschen Untersuchungen über die Ringelspinnerkokons: „Wir möchten dem ein weiteres Motiv hinzufügen, nämlich das Gruppenseelenhafte, das in solcher Zusammenarbeit verschiedener Tiere derselben Art wirkend beobachtet werden kann.“ Und S. 382/83: „Auch der Mensch kann plötzlich teilnehmen an einem Gruppenseelen-Impuls; er begibt sich dabei allerdings seiner Menschenwürde, er sinkt zurück in das Reich des Pan, des Gottes der bloßen Natur. Daher nennen wir auch ein solches menschliches Teilnehmen am Aufflackern der Gruppenseele: Panik.“

Der Begriffsinhalt der 4. Wurzel ist hiernach über den Wortinhalt hinaus zureichend gekennzeichnet (siehe z. B. auch meinen Beitrag „Raupenvergesellschaftungen und die ‚Unsichtbare Wirklichkeit‘“ (Z.mp. F.) 1937 H. 1). Die solitär lebende Ringelspinnerraupe fertigt normaler Weise einen Einzelkokon an, sie folgt ihrem „Werdeziel“, der Entelechie. Sobald 2 oder mehr Raupen dasselbe in gemeinsamer Arbeit tun, ist es nach Fritsche mit einem Male eine 4. „Wurzel“, die das hervorrufen soll, obwohl die Entelechie keine dem Plane nach abweichende Verwirklichung nimmt. Nach den zitierten eigenen Worten Fritsches ist die Gruppenseele aber etwas ganz anderes als die Entelechie; er stellt sie als ein Viertes neben die Entelechie. Ich glaube kaum, daß er ernstlich die Gruppenseele für das verantwortlich machen möchte, was in der gemeinsamen Arbeit mehrerer Einzeltiere neu erstand (s. o.).

Ich will aber noch auf ein im Buche herangezogenes Beispiel verweisen, das sich auf allbekannte Beobachtungen bezieht (nach Gustav Schenk, S. 386): „Ein Tierverband, ein Tauben-, Star- oder Kranichschwarm, gleicht einem geschlossenen Körper. Es mögen tausend und abertausend Tierindividuen sich dichtgedrängt auf einer Weide, einem Acker oder einer Halde bewegen, fliegen sie plötzlich mit äußerster Schnelligkeit auf — wenn Gefahr droht oder aus anderen Ursachen —, dann behindert kein Tier das andere, nicht eine Flügelspitze berührt eine nachbarliche Feder.“ „Der Organismus Starschwarm, völlig unterschiedlich vom einzelnen Starwesen, reißt sich stürmisch in die Höhe. Eben noch war jeder Vogel auf sein nur ihm eigentümliches Leben bedacht“, „da traf ihn“ „der Wille des großen Starkörpers“. Daß auch psychische Vorgänge über das Einzelwesen hinaus ausstrahlen und daß sich aus der Addition solcher artgleicher Wirkungen eine Wirkungsstärke ergeben kann, welche das Einzeltier beherrscht, ist kein neues psychisches Moment und schon gar keines, das außerentelechisch wäre.

Das Tier, dem kein bewußtes Verhalten eine Emanzipierung von jenen Gewalten gestattet, nimmt mit der ganzen Macht der Ursprünglichkeit an den interindividuellen Beziehungen teil. Schon deshalb, weil diese nichts Neues gebären können, bedeutet auch die „Gruppenseele" nichts Neues, nichts Außer- oder Nebenentelechisches. Aber auch die Erklärung der vorgebrachten Erscheinung des Schwarmfluges im übrigen bietet nichts Neues, wenn wir erinnern, daß der Vogel mehr oder minder nach Fledermausart beim Fluge mit einem Nähegefühl vor Hindernissen ausgestattet ist, das selbst dem fast domestizierten Kanarienvogel nicht abhanden gekommen ist, wie ich selbst in 7-jährigen Beobachtungen an einem Männchen beim Freiflug auszumachen öftere Gelegenheit hatte. Wenn wir annehmen, daß dieses Gefühl verschieden stark ausgebildet ist — jedenfalls wie es die Umwelt und Lebensgewohnheit in ihr wünschenswert machen, so nimmt es nicht Wunder, daß verhältnismäßig nur wenige Vogelarten in dichten Massen schwärmen; es werden die sein, welche bezüglich besonders sensibel sind. Auch die 4. „Wurzel" ist nur ein Bestandteil der Einheits„wurzel" der Entelechie, um dieses Wort zu gebrauchen. Will man die Vierheit der Wurzeln als Dispositionsschema verwenden, mag es sein. Mir will es für die Uebersicht günstiger scheinen, die Disposition an die verschiedenen „Werde z i e l e", anzuschließen.

Nunmehr habe ich nur noch daran zu erinnern, daß die Bezeichnung: „Entelechie" eine solche für ein Etwas ist, von dem wir nichts weiter kennen als Aeußerungen wie die beregten; Aeußerungen, welche auf die Existenz eines solchen Etwas allerdings mit Sicherheit schließen lassen. Ich habe hiervon als der „Vernunft des Absoluten" gesprochen, Deegener nennt jenes Etwas die „Weisheit im Unbewußten", J. v. Uxküll nennt das Verhalten des Trichterwicklers eine „magische Erscheinung", Erwin Liek erklärt zum Beispiel der Yuccamotte (engste Anpassung der Bestäubung der Yuccablüte an einen Schmetterling und dessen Lebensgewohnheiten*): „Der Falter zeigt das Handeln eines denkenden Wesens. Man braucht nicht sagen: der Falter denkt; man kann aber sagen: irgendeine Vernunft denkt für ihn". Wie schon das Zitat aus meiner Kritik der Mimikryerscheinungen (1906/07) zeigt, geistert bei mir der liebe Gott nicht in der Natur höchstpersönlich herum, um diesem oder jenem Geschöpf aus der Verlegenheit zu helfen; so wenig, daß ich jenes Gesetz selbst auf die psychischen Erscheinungen ausgedehnt habe. Alles und jedes auf Erden vergeht in ihr, ohne daß sie sich um ihre Geschöpfe im einzelnen kümmern brauchte. Hier und da ist wohl der Entdeckerfreude an den 4 „Wurzeln" und der flüssigen Schreibweise eine sorgsamere Prüfung des Vorgebrachten nach Form und Inhalt zum Opfer gefallen. Wie wir das metaphysische „hinter den Dingen" benennen, ist schließlich unwichtig; der alteingeführte Begriff hierfür ist „Gott", das „Absolute".

(Anmerkung:) *) Es verdient hierzu hervorgehoben zu werden, daß ich vor vier Jahren im Vorgarten eines Hauses in Schmöckwitz bei Berlin noch nicht völlig ausgereifte Früchte von einer Yucca sah. Meine Absicht, der auffallenden Tatsache etwas später näher nachzugehen, konnte ich leider nicht verwirklichen. An den mehr als 20 Blütensprossen an den Yuccas während der Jahre in meinem Garten sah ich keine Früchte.

Wenn ich der Fritscheschen Arbeit innerhalb des Themas einen so breiten Raum der Kritik gewidmet habe, so — ich wiederhole es — weil sie, von den Behauptungen einer vierfachen Wurzel abgesehen, wirklich ein volksnahes Buch seines Themas bedeutet, dem nur weiteste Verbreitung gewünscht werden kann. Zu gleicher Zeit aber habe ich hiermit eine Beziehensmöglichkeit auf meine „Grundversuche" vorbereitet und die Auffassung von der Vernunft, der Weisheit eines „Es denkt" hinter diesen Erscheinungen und den Dingen überhaupt durchaus bekräftigen können, eine Auffassung, wie sie auch Fritsche dem Grunde nach hat.

Ich will diesen Abschnitt, bevor ich zu meinen „Grundversuchen" übergehe, mit Fritsches schönen Schlußworten beenden (S. 411): „Wenn wir die Demut aufbringen, diesen Weisesten zu lauschen, dann ist die Ewigkeit der Tiere für uns die Ewigkeit ihres Opfers. Und dann auch begreifen wir, weshalb wir bei gesundem Empfinden gerade die Tierquälerei als menschenunwürdig verabscheuen. Dann wird die Tierseele für uns die abgeirrte Geschwisterseele, die um unsertwillen abirrte. Dann wird sie transparent für das Schöpfungsgeheimnis."

(Fortsetzung folgt.)

Erscheinungen als Wachträume
Bemerkungen zu Mattiesens Beispielen

von Dr. J. Thoene, Balduinstein (Lahn) (Fortsetzung.)

Ich selbst möchte dem aus eigener Erfahrung noch ein drittes Beispiel hinzufügen. Es wurde mir 1922 in dem schon genannten Orte Wewer von einem Vetter erzählt. Jemand wollte dort einen verstorbenen Bauern gesehen haben. Dieser hatte ihm aufgetragen, einem andern Bauern 2 Sack Korn zu bringen, denn die schuldete er ihm noch. Das gibt zwar sicher einen guten Sinn, wenn da der Tote *selber* erschien. Aber andererseits liegt doch einem gewöhnlichen Manne nichts näher, als anzunehmen, wenn ein Toter wiederkäme, dann wollte dieser eine unerledigte Schuld berichtigen. Zweitens liegt es für einen, der das Leben der Bauern näher kennt, gerade einem Bauern nahe, anzunehmen, diese Schuld möchte wohl in einer Vorenthaltung von Korn bestehen. Diesen Doppelgedanken, auf den man auf dem Lande so schnell kommt, kann leicht irgend ein Bekannter des Toten haben. Er überträgt ihn nun telepathisch auf einen andern. Dann „erscheint" diesem andern der Tote und gibt ihm den betreffenden Auftrag. Ich versuchte, meinem Vetter das klar zu machen. Das hatte aber nur den Erfolg, daß er mir sagte: „Man sieht, die Gelehrten glauben doch alle nichts!"

Daß sinnvolle Gedanken aus dem Unterbewußten aufsteigen und als Traum oder Trugbild erscheinen können, haben zudem (außer der Psychoanalyse) Benders Bonner Versuche wieder gezeigt.[11]) Er sagt: „Andere (Versuchspersonen) sahen in rascher Folge Buchstaben auftauchen und wieder verschwinden, ohne zu ahnen, daß sie zusammen eine sinnvolle Aussage ergaben". Im Unbewußten setzen sich gerade so gut Vorstellungen zu sinnvollen Gedanken zusammen, wie im Bewußtsein. Die Tatsache, daß etwas im Seelenleben bewußt wird, ändert an der Zusammensetzung dessen, was da bewußt wird, nichts. Es ist nur ein besonderer Zustand, in den es hineingerät[12]). Gerade wenn solche sinn-

volle Gedanken ins Wachbewußtsein aufsteigen, und man nicht weiß, woher sie kommen, und wenn sie einem dann selbst fremd erscheinen, dann machen sie leicht den Eindruck, sie wären von einem Fremden eingegeben, also etwa von einem Toten.

Diesen wirklich sinnvollen Trugbildern und Träumen stehen nun aber, und das hat Mattiesen anscheinend übersehen, wohl noch mehr sinnlose gegenüber. Geht z. B. bei Mattiesen auf einer Treppe eine Erscheinung an einem vorüber und verschwindet darauf in einer benachbarten Zimmertür oder guckt einmal ein fremdartiges Gesicht durch die halboffene Zimmertür, dann liegt darin doch offenbar gar kein Sinn. Es wäre, selbst wenn es sich dabei um den wirklichen Toten handelte, ein sinnloser Vorgang. Von dieser Art sind aber recht viele der Mattiesenschen Fälle. Eine genaue Abzählung würde vermutlich ergeben, daß das Zahlenverhältnis der sinnvollen Erscheinungen zu den sinnlosen genau dasselbe ist wie das der sinnvollen Träume zu den sinnlosen.

Übrigens dauern viele Totenerscheinungen bloß so kurze Zeit, daß sie schon deshalb keine besondere Handlung vornehmen und darum keinen Sinn ergeben können. Wie die sonstigen Traumbilder stehen sie oft nur ein paar Sekunden vor einem. Dann sind sie wieder verschwunden.

4. Endlich haben die angeblichen Totenerscheinungen mit den Träumen noch das gemein, daß sie ähnliche Typenunterschiede zeigen. Es sind keineswegs stets Gesichtsbilder. Oft sieht man bei ihnen nichts, sondern hört bloß was. Man vernimmt da z. B. ein Klopfen (wie in Hydesville!) oder ein Kratzen, Stöhnen, Klagen, Kleiderrauschen oder das Vorbeigehen von Schritten. Dabei melden sich die Toten wieder so, wie die telepathischen Empfänger sie sich vorstellen: die Schritte sollen den Schritten der Verstorbenen gleichen. Auch beim zweiten Gesichte wird — wie noch die neueste Arbeit darüber von Karl Schmeing[24]) zeigt — teils was gesehen, teils was gehört. Ein Großonkel von mir in Wewer (1810—85) konnte etwas vorherhören, aber nicht vorhersehen. Auch als der König Saul in der Nacht vor seinem Tode zu dem Medium in Endor ging, bekam er den toten Samuel bloß zu hören, aber nicht zu sehen. Auch die Jungfrau von Orleans hörte nur ihre „Stimmen". Der alte Görres meinte in seiner „Christl. Mystik", dieses Hören sei bloß eine schwächere Art des Sehens, gleichsam eine Vorstufe dazu. Nach unserm heutigen Wissen wird man im Sehen und Hören dagegen eher Typenunterschiede erblicken. Diese Typenunterschiede finden sich entsprechend auch im Traume. Den Gedächtnistypen entsprechend gibt es optische, akustische und motorische Träume. Die meisten Menschen träumen in Gesichtsbildern. Der optische Gedächtnistyp ist eben am häufigsten. Gelehrte sollen dagegen, ihrem unanschaulichen Denken gemäß, mehr in Wortvorstellungen träumen. Selbstverständlich kommen in vielen Trugbildern und Träumen Gesichts- und Gehörsvorstellungen verbunden vor, ganz wie sich die meisten Menschen optisch und akustisch zugleich erinnern können. Den motorischen Typ beim telepathischen Empfange zeigen endlich die Schreibmedien (Piper u. a.).

5. Am Schlusse dieses ersten Abschnittes sei noch eine Vorstufe zum vollständig ausgebildeten Trugbilde erwähnt. Für dieses Bild Empfängliche haben vorher oft das unbestimmte Bewußtsein, sie wären

nicht mehr allein im Zimmer. Das berichten außer Mattiesen auch andere Beobachter. Auch Leute, die für telepathische Sendungen nicht mehr empfänglich sind und darum nie mehr entsprechende Trugbilder bekommen, haben oft noch diesen merkwürdigen Eindruck. Sie drehen sich dann unwillkürlich um, um nachzusehen, ob sie wirklich noch allein sind. In allen solchen Fällen ist die telepathisch erregte Vorstellung des Toten schon da, aber sie ist noch unter der Schwelle des Bewußtseins. Von hier aus sendet sie allerlei beunruhigende Gefühle ins Bewußtsein, und an die knüpfen sich wieder entsprechende Vorstellungen. Viele Leute, besonders Frauen, haben bereits ein Gefühl dafür, daß sie von jemand von hinten angesehen und beobachtet werden. Das ist auch eine telepathische Einwirkung, die unterschwellig bleibt. Auch die Ahnung, die man früher manchmal als eigenes „Erkenntnisvermögen" mitzählte, beruht auf telepathischer Einwirkung. Diese bleibt gleichfalls unterschwellig und sendet ins Bewußtsein fast nur Gefühle, die wieder bestimmte Vorstellungen nach sich ziehen.

In diesen Rahmen paßt auch die Angst mancher junger Leute vor dem Alleinsein und namentlich vor dem Dunkel. In dem gerade vorhergehenden Abschnitte ihres Lebens, nämlich in der Kindheit, haben sie besonders hier im Dunkel „Gespenster" gesehen, d. h. eidetische Bilder. Viele Kinder schreien darum, wenn man sie im Dunkel allein läßt. Auch die unserm Leibe nächstverwandten Tiere, die Schimpansen, tun das. Darum haben auch Jünglinge und Jungfrauen mitunter noch eine unbestimmte Angst, ihnen könnte im Dunkel ein „Buhmann" begegnen. Tatsächlich „begegnet" er ihnen auch dann noch. Aber er bleibt unter der Bewußtseinsschwelle und sendet ihnen von hier aus bloß noch das Angstgefühl ins Bewußtsein. Das entspricht dem Angstgefühle, man wäre nicht mehr allein im Zimmer. Erst bei Erwachsenen verliert sich durchweg diese Angst vor dem Dunkel. Sie stehen ja dem eidetischen Erleben der Jugend schon zu ferne.

Alle diese Sachen, also das Gefühl des Nichtmehralleinseins, des Angesehenwerdens, die Ahnung, usw., gehören zu den rudimentären Zuständen im Seelenleben. Trugbilder (AB) sind ebenfalls schon etwas Rudimentäres. Auf körperlichem Gebiete kennen wir solche Dinge ja mehr. So zeigt das Herz in der Keimesentwicklung die Anlagen zu 6 Aortenbögen. Der ausgebildete Leib besitzt da aber bloß noch 2 Aorten. Im Unbewußten haben die Psychoanalytiker der Richtung Jung (Zürich) noch eine ganze Reihe solcher Rudimente gefunden. Da treten z. B. Sagengestalten auf wie in den Geschichten vom Einhorne, den Drachen und den Basilisken. Die ausgestorbenen Menschen von Heidelberg, Deutsch-Ostafrika, Peking und Java haben an diese Sagengestalten genau so geglaubt wie heute unsere Kinder an Gespenster. Sie sahen diese Gestalten vermutlich eidetisch, also trugbildklar.

Nach Baerwald sind heute besonders unanschaulich denkende Gelehrte für telepathische Sendungen nicht mehr empfänglich. Auch Dessoir bestätigt diese Erfahrung von sich. Durch die Vorherrschaft des Denkens werden derartige Sachen, die in der Vorzeit mal eine größere Rolle spielten, eben zurückgedrängt. Durch andauernden Nichtgebrauch sind die Vorrichtungen im Gehirne, die früher die telepathischen Sendungen aufnahmen, mit der Zeit arbeitsunfähig geworden.

II. „Austrittstrugbilder“ auf Grund einer Ichveränderung.

Die eigenartigsten Trugbilder sind die, die aus einem Menschen offenkundig heraustreten und neben ihm stehen oder gar eine kleine Reise unternehmen. Wir haben schon einen derartigen Fall erwähnt (den „Herumwandelnden“). Mattiesen sucht mit großer Sorgfalt zunächst 60 derartige Fälle zusammen. Zu ihnen fügt er später noch einige weitere. Er glaubt, man könnte schon während des Lebens seinen Leib, der derweilen regungslos da liegt, mal auf einige Zeit verlassen und ihn dann erstaunt aus einem Abstande von 1—2 Meter unter sich liegend betrachten. Dann könnte man einen weiteren Ausflug unternehmen und schließlich wieder in seinen Leib zurückkehren. Wir denken darüber nicht nur anders, sondern wir glauben in diesen Austrittstrugbildern auch den Schlüssel zum Verständnisse des Mediumismus zu besitzen.

Mattiesens Anschauungen sind übrigens nicht neu. Sie ziehen sich vielmehr, genau wie der Glaube an Totenerscheinungen selber, schon durch die ganze Geschichte der Menschheit hin. Bereits im Traume meinen wir oft, an einem anderen Orte zu sein. Wilde vermögen nun zwischen Traum und Wirklichkeit noch schlecht zu unterscheiden. Der Urmensch von Neanderthal konnte es wohl noch weniger. Er nahm darum dieses Traumerlebnis ohne weiteres für wirklich. Schon Paulus erzählt (2. Kor., 12), er wäre mal „entrückt worden in den dritten Himmel“ (die Juden nahmen nämlich mehrere Himmel stockwerkartig über einander an). Dabei wäre er „überführt worden ins Paradies“. Er setzt aber vorsichtiger Weise hinzu: „ob im Leibe oder außer dem Leibe, weiß ich nicht“.

Auch hier wollen wir zunächst einen allgemeinen Grund dafür nennen, warum wir im Gegensatz zu Mattiesen hierin lieber Trugbilder sehen möchten. Ein naher Nachbar Mattiesens an der Ostsee, der Greifswalder Philosoph Prof. Rehmke, hat immer wieder darauf hingewiesen, daß unsere Seele n i r g e n d s ist. Sie ist zwar mit unserm Leibe verbunden. Aber deshalb befindet sie sich nicht i m Leibe. Noch im Ruhestande in Marburg bekam Rehmke eines Tages Besuch von früheren Schülern. Auf deren Bitte hielt er ihnen einen Vortrag über das Thema „Wo bin ich?“ Das Ich, nach dem hier gefragt wird, ist die Seele. Ihre Erzeugnisse, also die Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Strebungen, Gedanken, Willensakte usw., sind alle ausdehnungslos. Aber darüber hinaus sind sie auch ortlos. Damit sind sie aber nirgends. Unsere Bewußtseinsinhalte sind nicht in unserm Kopfe, sondern im strengsten Sinne des Wortes nirgends. Von einem mathematischen Punkte, der etwa in unserm Zimmer ist, kann man das nicht sagen. Er ist zwar ausdehnungslos, jedoch damit immer noch irgendwo. Sind aber die Bewußtseinsobjekte, also die W i r k u n g e n der Seele, ortlos, dann ist auch die Seele selber ortlos, d. h. nirgends.

Hieraus ergeben sich gegen Mattiesen diese Folgerungen:

a) Abgeschiedene Seelen haben k e i n e G e s t a l t. Sie sehen gar nicht „irgendwie“ aus. Man kann keine Abbildung von ihnen geben. Mattiesens Tote haben aber alle eine Gestalt. Sie kommen mit Pfeife und Spazierstock heran, mit Gehrock und brokatseidenem Kleide und mit den alten Narben im Gesichte und am Beine. Das paßt nicht zu wirklichen Geistern — aber desto mehr zu Trugbildern.

b) Sieht die Seele jedoch nicht irgendwie aus, dann kann sie sich auch beim Erscheinen nicht dadurch ausweisen, daß sie dem Verstorbenen gleicht. Gerade auf dieses gleiche Aussehen stützt sich aber Mattiesen mit allen Spiritisten. Tatsächlich ist dieser Ausweis gefälscht.

c) Selbst wenn die abgeschiedene Seele eine Gestalt hätte und sich dadurch ausweisen könnte, vermöchte sie wegen ihrer Ortlosigkeit doch nicht irgendwo erscheinen. Tote stehen aber bei Mattiesen stets an einem bestimmten Orte, z. B. neben einem Bette.

d) Endlich könnten sich die Toten nicht bewegen. Wer nirgends ist, vermag sich nicht zu bewegen. Bei Mattiesen gehen jedoch die Toten Treppen herauf und herunter, treten in Zimmer ein, usw. Gerade das vorübergehende Verlassen des Leibes ist eine Bewegung. Folglich kann es nur ein Trugbilderlebnis sein. Wer nirgends ist, kann dabei auch seinen Leib nicht aus einem Abstande von 1—2 Metern betrachten.

Indem wir aber Mattiesens Standpunkt ablehnen, müssen wir unsern eigenen Standpunkt begründen. Anscheinend ist die Voraussetzung für alle Austrittstrugbilder eine gleichzeitige Veränderung des Ichbewußtseins. Man kennt drei solcher Veränderungen. Sie finden sich besonders bei Geisteskranken. Gelegentlich kommen sie, genau wie die Trugbilder selber, aber auch bei anderen Leuten vor. Es sind der Wechsel, der Verlust und die Verdoppelung (Spaltung) des Ich. Von diesen drei Fällen kommen für uns nur die beiden letzteren in Betracht:

1. Bei der „Auswanderung" handelt es sich um den Ichverlust. Er kann die verschiedensten Ursachen haben. Schon Höfler erzählt in seiner „Psychologie"[12]), ein Kranker hätte sich dem Arzte mit den Worten vorgestellt: „Ich bin niemand". Die Untersuchung hätte ergeben, daß er nichts anderes verloren gehabt hätte, als die Tastempfindung der Haut. Vermutlich versagte bei ihm das Zentrum für die Tastempfindung im Gehirne. Dieses Zentrum liegt im Scheitelhirne. Sein Streiken könnte z. B. daher kommen, daß ihm zu wenig sauerstoffhaltiges Blut durch die Adern zugeführt würde. Das Nervensystem arbeitet nämlich, wie der ganze Körper, nur dann, wenn sich sein Protoplasma mit dem Blutsauerstoffe verbindet. Aehnliches teilt Störring[13]) mit.

Damit scheint sich schon ein Teil der Mattiesenschen Berichte über den Ausflug aus dem Leibe zu erklären. Während man im Bette liegt, könnte z. B. durch Druck auf die betreffende Stelle des Kopfes das Scheitelhirn vorübergehend blutleer werden. Dann verlöre man für einige Augenblicke seine Tastempfindung. Man spürte nicht mehr, daß man auf einer Unterlage läge. Infolgedessen glaubte man über dem Bette in der Luft zu schweben. Daß man dann unter sich im Bette seinen gewöhnlichen Leib erblickte, wäre ein Trugbild, das sich daran anschlösse. Der Inhalt dieses Trugbildes wäre nichts anderes als ein Schluß, den man daraus zieht, daß man keine Unterlage mehr fühlt. Bei Leuten, die auch sonst zu Trugbildern neigen, nimmt dann dieser Schluß (bzw. die ihm zugrunde liegenden Vorstellungen) trugbildartige Klarheit an. Hätte sich dann einige Augenblicke später wieder soviel

[13]) Psychologie d. menschl. Gefühlslebens, 1916, 151, f., 296.
[12]) Psychologie, 1897, 383.

sauerstoffhaltiges Blut im Scheitelhirne angesammelt, daß es wieder arbeiten könnte, so kehrte auch die Tastempfindung zurück. Damit fühlte man von neuem seine Unterlage. Infolgedessen hörte dann das Trugbild auf, und man fände sich plötzlich in seinem Leibe wieder. Gerade die Berichte bei Mattiesen erwähnen nun merkwürdig häufig, daß man gerade dann aus dem Leibe verreist, wenn man im Bette liegt. Man schwebt dann über dem Bette und betrachtet seinen da noch liegenden Leib. Mattiesen ist das anscheinend auch wieder nicht aufgefallen.

Zudem ist das Gefühl des Schwebens auch aus dem gewöhnlichen Traume bekannt, wenn man da die Tastempfindung der Haut verliert. So glauben z. B. Vagotoniker bei Herzangst noch zu liegen (Hautempfindung!). Dann erzeugt die Atmung eine zunehmende Betäubung, die der Herzangst entgegenwirkt. Dadurch kommt es zum Gefühle des Schwebens (bzw. Fliegens). Erst wenn die Herzangst wieder zunimmt, glauben sie wieder auf den Boden niederzusinken[14]). Daß sie dabei nicht jedesmal ihren Leib zu verlassen und ihn unter sich zu sehen glauben, kommt einfach daher, daß sie auch sonst keine telepathischen Trugbilder mehr erzeugen können. Überhaupt arbeitet in der Nacht der nervus vagus mit seinem Einflusse auf das Herz stärker, und nur am Tage der nervus sympathicus.

In den verwickelteren Fällen des Austrittes aus dem Leib schließt sich an das erste Trugbild, genau wie im Traume, noch eine Reihe weiterer Trugbilder an. In diesen glaubt man dann eine Treppe hinaufzugehen, in ein anderes Zimmer zu treten, dort einen Schrank aufzumachen usw., wie wir es früher gehört haben. Das ist ein ähnlicher Traum wie der vom Brette, das vom Dache herabfällt. Auch diesen weiteren Trugbildern liegt ein Schluß zugrunde: Wenn man einmal doch nicht mehr in seinem Leibe ist, dann kann man auch weiter umhergehen.

Ferner könnte der Ichverlust auf einer vorübergehenden Störung des Gleichgewichtssinnes beruhen. Ihm dienen im Ohre die drei Bogengänge sowie die Körnchen auf den Härchen im Labyrinthe. Mit dieser Gleichgewichtswahrnehmung hängt es nämlich zusammen, daß wir gewöhnlich unser Ich im Kopfe zu haben vermeinen. Der frühere Pariser Ohrenarzt Elias v. Cyon hat schon darauf hingewiesen, daß es uns so vorkommt, als säße es in der Mitte der Verbindungslinie zwischen den beiden Werkzeugen für den Gleichgewichtssinn, also in der Mitte zwischen den beiden Ohren[15]). Freilich ist es an sich nicht da. Es ist ja nirgends. Aber darauf kommt es hier nicht an. Wird die Gleichgewichtsempfindung nun vorübergehend gestört, dann geht das Ichgefühl für diese Zeit verloren. Das kann schon geschehen, wenn wir schwindelig werden oder beim Turnen einen Aufschwung am Reck machen.

Auch verschiedene Gifte erzeugen Ichverlust, z. B. Meskalin. Der Wiener Irrenarzt Prof. Schilder erzählt, ihm wäre mal bereits unter der einfachen Wirkung des Weines (Alkoholes) das Ich verloren gegangen[16]). Gerade Rauschgifte rufen aber leicht Trugbilder hervor.

---

[14]) Archiv f. d. ges. Psychologie, 1928, 258, ff.
[15]) Pflügers Archiv f. Physiologie, 127. Bd., 1909, 562.
[16]) Selbstbewußtsein, 1914.

(Schluß folgt.)

Der Friedhof als Stätte übersinnlicher Erscheinungen.

Von Studienrat a. D. Hans Hänig, Leipzig. (Fortsetzung.)

Es handelt sich, wie schon erwähnt, bei diesem Glauben um Verstorbene, die die Fähigkeit haben sollen, sich durch Entnahme von Blut oder anderen Stoffen von Lebenden für kurze Zeit Leben zu verschaffen, was dann auch auf den Leichnam des betr. übertragen wird. Aus der Literatur ist in dieser Hinsicht auf das berühmte Gedicht Goethes: „Die Braut von Korinth" hinzuweisen, wo ein derartiger Vorgang geschildert ist[7]). Der Glaube daran ist so verbreitet, daß M. Perty diesem Problem in seinem Buche: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" ein ganzes Kapitel gewidmet hat (2. Aufl. S. 383 ff.). Solche Vorgänge werden besonders von slavischen Völkern berichtet (Balkan, Rußland, Polen), aber auch aus Ungarn; auch im westlichen Europa erregten diese Angaben Aufsehen, so daß ein protestantischer Theologe namens Ranft (Leipzig 1734) einen Traktat darüber schrieb. In dem Fall einer Frau in Mähren wird dieser, was bezeichnend ist, die Fähigkeit zugeschrieben, Tiergestalten anzunehmen, was auf die bekannte Anschauung vom Werwolf hinweist. Im übrigen wird berichtet, daß, als man die Gräber solcher Vampyre öffnete, festgestellt wurde, daß die Leichen nicht verwest waren, so daß sie wie lebendige Menschen anzusehen waren, auch wollte man einen Lichtschein über solchen Gräbern gesehen haben. Von besonderem Wert ist in dieser Hinsicht die Mitteilung von Ingenieur W. Geßmann im Zentralblatt für Okkultismus, 25. Jahrg., H. 10, S. 464 ff., da hier die einwandfreie Feststellung solcher Fälle vorhanden ist. Einer seiner Verwandten, der im Weltkriege Regimentskommandeur in Transsylvanien war, wohnte als Mitglied einer behördlichen Untersuchungskommission der Ausgrabung des Leichnams eines Mannes bei, der als Vampyr verdächtig war. Der Körper, der über drei Monate im Sarge lag, hatte ein durchaus lebensfrisches Aussehen; auch flüssiges Blut wurde bei dem sog. Herzstich festgestellt. Die Bewohner des Ortes blieben seit diesem Moment unbelästigt, und die große Sterblichkeit unter der dortigen Jugend, deren Ursache nicht festgestellt werden konnte, hatte ihr Ende gefunden.

Was die Kritik solcher Fälle betrifft, so hängt diese natürlich mit der jeweiligen Einstellung der betreffenden zusammen. Am nächsten liegt wohl die Deutung, daß es sich dabei um Lebendigbegrabene handelt, die ihre Astralkörper auszusenden und auf diese Weise Lebende zu beeinflussen vermögen; allerdings dürfte diese Erklärung in Fällen, in denen zwischen der Bestattung und diesen Vorgängen eine längere Zeit liegt, nicht anwendbar sein. Auch die Frage, warum gerade das Blut den Lebenden entzogen wird, scheint dadurch nicht recht beantwortet zu sein, da der betr. Körper sich ja noch nicht im Zustande der Zersetzung befindet. Der Wahrheit am nächsten könnte wohl der Deutungsversuch Pertys selbst kommen, der diese Vorgänge auf die mit ins Jenseits genommene Blutgier von Verstorbenen zurückführt.[8]) Sie beeinflussen dann ihre Opfer in der Weise, daß diese ihr Blut in gänzlich verschiedener

---

[7]) Den Stoff entnahm Goethe dem Altertum, wo die Lamien im Volksglauben auf ähnliche Zusammenhänge hinweisen.

[8]) Natürlich ließe sich auch daran denken, daß „dämonenhafte Wesen" dabei im Spiele seien; aber die ganze Art, wie solche Fälle berichtet werden, scheint doch auf Verstorbene selbst hinzuweisen.

immaterieller Form abgeben, wobei sie den betr. zu sehen glauben; in seinem geistigen Organismus, der vielleicht noch mit dem toten Körper zusammenhängt, nimmt das Blut wieder seine ursprüngliche Form an, so daß es auch auf die Leiche übertragen werden kann. Beachtenswert ist in dieser Hinsicht der Fall des Abbé Vachère (Hain der Isis, 1. Jahrg.), in dessen Nähe blutende Hostien und Heiligenbilder festgestellt wurden, was zu einer Exkommunikation geführt hat; auch hier scheint eine derartige Umwandlung des Stoffes stattgefunden zu haben.

Ein bezeichnendes Licht auf diese Vorgänge werfen nun eine Anzahl anderer Berichte, die man als geistigen Vampyrismus bezeichnen kann und über die ein Referat von General J. Peter (Zeitschrift für metapsychische Forschung 7. Jahrg. 1. H.), vorliegt, es geht auf die Studie von E. Bozzano in La Ricerca Psichica (Luce e Ombra) Febr. 1935 zurück. Es handelt sich um Fälle, in denen Lebende imstande sind, anderen ihre Lebenskraft zu entziehen. So berichtet z. B. J. Kerner von seiner Somnambulen, daß die Seherin geradezu von dem Nervenfluide lebte, das sie anderen zu entziehen pflegte. Auch die Kraftentnahme von Teilnehmern an spiritistischen Sitzungen gehört offenbar hierher (E. Palladino, Frau d'Espérance, Home). In dieselbe Richtung gehört ein Bericht A. Schrönghamer-Heimdals in dem erwähnten Buche S. 109, wonach ein ihm als zuverlässig erscheinender Seher nachts eine arme Seele zu sehen glaubte, die sich über ihn beugte und tat, als ob sie etwas aus seinem Körper sauge; er hatte das wache Bewußtsein, daß ihm die Seele etwas entnehme, was sie im Jenseits brauche. Zur Erklärung wird die erwähnte Anschauung Schleichs herangezogen, wonach durch Verbrennung wertvolle Seelenstoffe verloren gingen. Dabei liegt — angesichts des im vorhergehenden berichteten — die Deutung doch wohl näher, daß wir es auch hier mit einer Art von Vampyrismus zu tun haben und daß diesem zunächst etwas anders als das Bestreben von Blutentziehung zu Grunde liegt: die betr. Wesen versuchen durch Entziehung von Lebensessenz aus dem Körper des Schlafenden wieder in das irdische Leben zurückzukehren, wobei allerdings die Möglichkeit besteht, daß diese Vitalkräfte, die sie vielleicht dem Blute als Zentrallebenskraft entnehmen, wieder in solches zurückverwandelt werden; in dem traumhaften Zustand, in dem sie leben, übertragen sie dieses dann auf den Leichnam im Grabe, mit dem sie sich noch immer verbunden fühlen. Dieser Deutungsversuch kommt, wie ersichtlich ist, dem von Perty sehr nahe; vielleicht haben auch beide ihre Berechtigung, da sie im letzten Grunde auf dasselbe, nämlich das Bestreben einer Wiederaufnahme des irdischen Lebens, zurückgehen[9]). Es würde sich dann also in solchen Fällen um Besessenheit handeln, wie sie immer wieder berichtet wird und wie sie auch bei den Phänomenen spiritistischer Deutung eine Rolle spielt.

Es mag zur Ergänzung dazu noch auf die theosophische Erklärung dieses Phänomens hingewiesen werden, die sich bei Leadbeater (Astralebene S. 55) findet: die betr. Personen stehen moralisch auf einer tiefen Stufe, daß sie nach ihrem Tode der achten Sphäre verfallen, wo sie unter furchtbaren Erlebnissen schließlich vergehen müssen. Um dieses Schicksal aufzuhalten, führen sie ihrem bestatteten Körper Blut zu, das sie anderen

---

[9]) Hinsichtlich der Berichte, daß die betr. Leichname sogar Spuren von Leben gezeigt haben, ist an den sog. Rolang der tibetanischen Magier zu erinnern, die glauben, durch magische Riten Tote tatsächlich bis zu einem gewissen Grade beleben zu können (A. David-Neel: Heilige und Hexer).

menschlichen Wesen in ihrem halb materialisierten Astralkörper entziehen. L. weist daher auf den Volksgebrauch hin, den Körper auszugraben und zu verbrennen, wodurch solche Vorgänge ihr Ende finden. Daß gerade in Ländern wie Rußland und Ungarn solche Vorkommnisse stattgefunden hätten, wird daraus erklärt, daß sich hier noch beträchtliche Teile der sog. vierten Wurzelrasse befänden, von der in der esoterischen Überlieferung die Rede ist. Auch L. weist bei dieser Gelegenheit auf die Erscheinungen des sog. Werwolfes hin, der durch Umwandlung des Astralkörpers Lebender erklärt wird — auch diese Vorstellungen kann man heute nicht mehr ohne weiteres als Produkte einer überreizten Phantasietätigkeit übergehen, da gerade über die letztere Erscheinung aus neuerer Zeit eine ganze Reihe durchaus zuverlässiger Berichte vorliegen.

So unglaublich diese Phänomene auch erscheinen und so sehr zu wünschen ist, daß gerade auf diesem Gebiete noch mehr einwandfreie Protokolle vorliegen möchten, so sind doch auch hier Parallelen vorhanden, die einen Hinweis in der Richtung darstellen, in der diese Angaben gelegen sind: der Vorgang am Grabe des Metzgers, der noch erwähnt werden soll, und die seltsamen Begebenheiten um den Abbé Vachère, bei dem es sich wohl um eine Umwandlung des Blutes gehandelt hat. Man müßte also hiernach annehmen, daß, wenigstens bei niedrig gesinnten Individuen, der überlebende Teil doch bis zu einem gewissen Grade noch an den Körper im Grabe gebunden ist, obwohl die Trennung zwischen beiden vielleicht schon endgültig stattgefunden hat. Der von Schrönghamer-Heimdal mitgeteilte Fall einer abgeschiedenen Seele, die sich über die Verbrennung des Leibs beklagt, würde dann gar nicht so absonderlich erscheinen. Er würde dann so zu erklären sein, daß der betr. Abgeschiedene seiner ganzen Entwicklung nach noch an seinen Körper gebunden und daß er daher von dessen plötzlicher Vernichtung äußerst betroffen war. Die von dem Autor vorgebrachte Deutung das Nuklein betreffend muß deswegen Bedenken erregen, weil auch die Verbrennung des Körpers nicht unmittelbar nach dem Tode stattfindet, so daß Zeit genug bliebe, die betr. Feinstoffe aus der Leiche zu entnehmen, und weil sie ja in gleicher Weise auch solche Fälle betreffen würde, in denen der Körper ohne jedes Zutun des betr. plötzlich vernichtet wurde, also bei Explosionen usw., wie sie vor allem im Kriege häufig vorkommen. Es ist nicht einzusehen, warum Menschen, die auf solche Weise ums Leben kommen, noch nachträglich dafür benachteiligt werden sollten. Nicht ganz ohne Interesse ist in diesem Zusammenhang die Angabe, daß in spiritistischen Sitzungen Medien, welche angeblich von kurz vorher Verstorbenen beeinflußt waren, Verwesungsgeruch wahrnahmen, was sehr wohl in dieser Richtung aufgefaßt werden könnte.[11]) Auch die Volkssage weist, worauf schon hingewiesen wurde, in diese Richtung.

Somit haben wir bereits in diesem Kapitel eine ganze Anzahl interessanter Fälle kennen gelernt, die sich auf den Friedhof als solchen beziehen; im folgenden sollen weitere behandelt werden, die auf Erscheinungen und Erlebnisse an Einzelgräbern zurückgehen.

4. Erscheinungen an Einzelgräbern.

Haben wir es im vorhergehenden mit Erscheinungen zu tun gehabt, die die Friedhöfe an sich bzw. ihre Nähe betrafen, so liegen doch auch

---

[11]) Vgl. Band 7 der Licht-Bücher-Serie (Wege zu Wahrheit und geistigem Licht) P. Hofmann, Freiburg i. Br., p. 135).

Berichte über Erlebnisse an Einzelgräbern vor, die einen wichtigen Beitrag zu diesem Problem darstellen. Wir erinnern uns an die Stelle bei Plato, wo von gespenstigen Erscheinungen in der Nähe von Gräbern die Rede ist. Ganz ähnlich lauten nun die Angaben von theosophisch-hellseherischer Seite über solche Wahrnehmungen (Leadbeater: Astralebene S. 50): man sieht die sich zersetzenden Aetherkörper in der Nähe der Gräber, wo sie für jeden nur etwas Sensitiven leicht sichtbar sein sollen. Diese Larven sollen die Veranlassung zu den vielfach verbreiteten Geschichten von Kirchhofsgespenstern gegeben haben. So sollen die psychisch Entwickelten auf unseren großen Kirchhöfen hunderte dieser bläulich-weißen Nebelgestalten sehen, wie sie über den Gräbern hocken. Sie befinden sich in den verschiedensten Graden der Auflösung, so daß ihr Anblick keineswegs ein erfreulicher ist; sie sind zwar ohne Bewußtsein, können aber unter gewissen Bedingungen zu zeitweiligem Leben erweckt werden.

An einer anderen Stelle (S. 108) fügt der Verfasser hinzu, daß solche Phantome, die über den Gräbern schweben, auch die Astralkörper Lebender sein können, die im Schlafe das Grab eines Freundes besuchen, es könne sich aber auch um materialisierte Gedankenformen handeln, die durch die Energie hervorgerufen werden, mit welcher sich der Mensch an dem betreffenden Orte anwesend denkt. Hier sind also die bereits erwähnten Gedankenformen gemeint, die auch A. David-Neel in ihrem Buche über Tibet schildert. Über die Wahrnehmungen von Substraten wie den sog. Ätherkörper, liegen in der Literatur (Feerhow: Die menschliche Aura, Besant-Leadbeater: Der sichtbare und der unsichtbare Mensch) die verschiedensten Angaben vor, obgleich eine eingehende einwandfrei wissenschaftliche Untersuchung darüber noch nicht vorhanden ist.

Interessant sind nun im Vergleich dazu die Wahrnehmungen, welche die Sensitiven Reichenbachs an Gräbern gemacht haben, obgleich wir uns auch hier auf einem Gebiete befinden, das der Wissenschaft noch keineswegs erschlossen ist und über das die Meinungen nach wie vor weit auseinandergehen. Es handelt sich dabei (Reichenbach: Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Od, Leipzig 1910, Band II S. 355 bis 358) um eine Reihe von Wahrnehmungen, die von den verschiedensten Sensitiven gemacht wurden, aber auch von mehreren gleichzeitig, so daß an Zufall nicht gedacht werden kann. So nahmen sie in der Dunkelheit feurige Leuchten an solchen Stellen wahr (Frau Kienesberger), Feuer, die hin und her zu wandern schienen (Frl. Zinkel), feurige Erscheinungen (Frl. Atzmannsdorfer), leuchtende Wolken in der Größe der Gräber selbst, soweit diese drei bis fünf Monate alt waren (Frl. Weidlich), rötliche Erscheinungen von fasrigem Aussehen (Frl. Reichel), was damit erklärt wird, daß diese aus Zwischenräumen zwischen der Erde emporquollen, die an manchen Stellen abgebröckelt war. Von mancher Seite wurden Angaben gemacht, die sich auf Einzelheiten bezogen und offenbar mit dem Inhalt der Gräber zusammenhängen; die Leuchten anderthalb bis zwei Fuß hoch, wie weißlicher Dunst oder Rauch, am Boden hin mehr dunkelrötlich, die weiblichen Gräber stärker und weißlicher leuchtend, einige mit fünfzehn- und zwanzigjährigen männlichen Leichen blaßrötlich (Weidlich). Der Tischler Klaiber sah dort, wo der Kopf des Begrabenen lag, einen leuchtenden Flecken von Tellergröße, bei einem anderen Grabe sah er ebenso wie Frau Kienesberger und Frl. Zinkel Kopf und Unterleib heller leuchten, beide sahen, wie sich die aus dem Boden hervorquellenden Licht-

sofern nach oben zu in einem Nebel vereinigten. Beachtenswert ist die immer wiederkehrende Beobachtung, daß bei alten Gräbern nichts derartiges wahrzunehmen war. Diese Wahrnehmungen wurden auch außerhalb von Kirchhöfen gemacht. So sah Frau Cecilie Bauer über der Stelle, wo ein Hund begraben lag, eine große Helle, sobald die Nacht eingetreten war; als ihr Mann die Leiche entfernen ließ, war nichts mehr wahrzunehmen. An Stellen, wo Frl. Atzmannsdörfer diese Wahrnehmungen hatte, gruben Landleute nach, da sie Schätze vermuteten, es wurden jedesmal verscharrte Tiere gefunden. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit an die Sagen von Lichterscheinungen auf Friedhöfen, die vielleicht auf ähnliche Zusammenhänge zurückgehen. K. H. Strobl hat die Berichte darüber, die in den Werken des Freiherrn von Reichenbach enthalten sind, in seinen Roman: „Od" aufgenommen (S. 308 ff.).

Reichenbach brachte diese Wahrnehmungen mit seinem Od zusammen, einer Naturkraft, die er entdeckt zu haben glaubte und die er nach dem nordischen Gott Odin so benannt hat. Nach ihm strahlt nicht nur das lebende Gewebe, sondern auch das tote, solange der Körper noch nicht ganz verwest ist, da auch bei Gärungs- und Fäulnisprozessen diese Strahlung vorhanden sein soll. In dem vorliegenden Fall wird letzteres als Ursache dieser Erscheinungen angenommen. Der Kampf über die Wirklichkeit dieser Wahrnehmungen ist auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen.[12]) Ein Teil dieser Vorgänge ist auf Grund der Nachprüfungen Prof. Haschek̄s in Wien auf Fluoreszenz (Nachleuchten) und Chemiluminiszenz (Oxydation der Ausscheidungsprodukte der Haut usw.) zurückgeführt worden, andere (A. Hofmann: Das Rätsel der Handstrahlen) ließen sich durch Vorgänge der menschlichen Netzhaut auf bekannte Erscheinungen zurückführen. Dagegen bleibt auch hier noch ein unerklärter Rest: es gelang nicht, alle Erscheinungen, welche die Sensitiven Reichenbachs beobachtet haben, restlos zu erklären, besonders solche, die man mit dem sog. Kilnerschirm wahrgenommen haben wollte. Auf der anderen Seite liegen Fälle vor, in denen das, was Sensitive wahrnahmen, als wirklich vorhanden festgestellt wurde. Es geht also nicht an, wie das auch in dem umfassenden Werke von F. Moser über Okkultismus (S. 862) geschieht, die Angaben Reichenbachs über das Od als Ergebnisse einer mangelhaften Orientierung anzusehen. Hier wird nur eine eingehende Untersuchung Klarheit bringen können. Einstweilen müssen wir diese Mitteilungen, soweit sie sich auf Gräber beziehen, zur Kenntnis nehmen; auf Chemiluminiszens im obigen Sinne können diese Vorgänge jedenfalls nicht zurückgeführt werden, da die Talg- und Schweißdrüsen, die damit zusammenhängen, bei Verstorbenen nicht mehr in Tätigkeit sind. Dagegen wäre zu erwägen, ob wir es nicht hier mit Fäulniserscheinungen zu tun haben, da diese Beobachtungen in vielem an die über Irrlichter erinnern, die bekanntlich mit faulendem Holz und dgl. zusammenhängen; Reichenbach glaubte, auch hier Od annehmen zu müssen, das in phosphoreszierenden Fäulnisprodukten usw. vorhanden sei. Vielleicht hängen diese Wahrnehmungen wenigstens z. T. auch mit dem zusammen, was Leadbeater über den Ätherkörper angibt, zu erwägen wäre schließlich auch, ob nicht doch eine Beeinflussung der Sensitiven durch Reichenbach selbst in Frage kommt, so daß diese dem entsprechende Aussagen machten, wogegen aller-

[12]) Vgl. meine Studie über Ausscheidung der Empfindung und Feerhow: N-Strahlen und Od, M. Altmann, Leipzig.

dings die Tatsache spricht, daß solche Wahrnehmungen auch von anderer Seite (Billing) gemacht wurden.

Wir befinden uns hier also auf einem noch recht dunklen Gebiet, auf dem noch viel Arbeit zu leisten ist. Immerhin ist darauf hinzuweisen, daß auch sonst Berichte dieser Art vorliegen, die von den verschiedensten Seiten kommen. Besonders bemerkenswert ist in dieser Hinsicht das, was von dem Sekretär des blinden Fabeldichters Pfeffel in Kolmar, Billing, berichtet wird, er war Kandidat an der dortigen Militärschule und später Pfarrer in Kolmar (H.K. Abel: Ein Geisterseher im Hause Pfeffels, Zeitschrift für Seelenleben, 35. Jahrg., 5. H.). Immer, wenn dieser damals 18 Jahre alte junge Mann sich in der Nähe eines in der Erde begrabenen menschlichen Leichnams befand, verspürte er einen elektrischen Schlag; er konnte an keinem Friedhof vorbeigehen, ohne die heftigste Erschütterung zu empfinden. Neben dem Kolmarer Stadtwall lag ein alter Gottesacker, hier sah er des Nachts auch feurige Garben, die wie Raketen aus den Gräbern emporstiegen. Da Billing nun auch im Pfeffelschen Garten vor dem Kolmarer Stadtwall diese Empfindung eines Schlages hatte, vermutete er, daß dort ein Toter begraben sein müsse. Er erbot sich deshalb, mit Pfeffel dorthin zu gehen, da er glaubte, an dem auf dem Boden aufsteigenden Lichte bestätigen zu können, daß er nicht irre. Als sie an einem unfreundlichen Novemberabend den Garten betraten, bemerkte B. schon von weitem die undeutlichen Umrisse einer weiblichen Erscheinung, 4 Fuß und 8 Zoll groß. Der Kopf der Erscheinung war nach der Stadt Heiligenkreuz gewendet, die rechte Hand lag auf dem Herzen. Pfeffel geht über die Stelle, so daß die Erscheinung ausweicht und ihr Kopf über seine rechte und linke Schulter sieht, je nachdem er sich auf die eine oder andere Seite bewegt; als er seinen Krückstock an der betr. Stelle schwingt, kommt es B. so vor, als zerschneide er eine sogleich wieder zusammenfließende Flamme. Später weilt die ganze Familie dort; als der Bruder des Dichters einen weiten Mantel um die Gestalt herumzuschlagen versucht, leuchtet sie zwischen seinen Armen und dem Kleidungsstück hervor. Billing bekommt, als er mit Gewalt über die Stelle geführt wird, die heftigsten Zuckungen. Man fand schließlich beim Nachgraben unter einer festen Kalkschicht das aufrechtstehende Gerippe einer Frau, die ihr Gesicht nach Heiligenkreuz gewendet hatte. Der Sekretär wußte nichts davon, als er wieder dorthin geführt wurde — die Zuckungen blieben aus, und er schritt darüber wie über jede andere, wo nichts vorhanden war.

Pfeffels Mutter erinnerte sich übrigens daran, vor längeren Jahren bereits von einem ihrer Leute gehört zu haben, daß man in diesem Garten eine weiße Gestalt gesehen habe. Die Knochen selbst ließ man in den Fluß werfen, worauf nichts weiter in dieser Hinsicht wahrgenommen wurde. Die Haltung des Phantoms scheint auf gewaltsamen Tod der betr. hinzuweisen.

Der Bericht ist derartig, daß man nicht ohne weiteres an eine Halluzination glauben kann, da ein Zusammenhang der Empfindung des jungen Mannes mit der im Boden befindlichen Leiche unverkennbar ist. Die Art der Empfindung, die er an solchen Stätten hat (feurige Garben), erinnert deutlich an das, was die Sensitiven Reichenbachs an solchen Stellen wahrgenommen haben. Die Geschichte befindet sich, wenn auch in verkürzter Form auch in J. Kerners Buch: Die Seherin von Prevorst S. 50, der sie dem Archiv für tierischen Magnetismus

10. B. 3. St. entnommen hat. Der Berichterstatter ist der Schwiegersohn Pfeffels, Ehrmann, der Professor am protestantischen Seminar in Straßburg war. Es mag bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß L. Uhland einmal in der Nähe des Alexanderhäuschens, wo er während seiner Anwesenheit in Weinsberg wohnte, eine Geistererscheinung hatte; der Garten, in dem es gelegen war, war unsprünglich ein alter Friedhof gewesen, auf dem noch Grabkreuze zu sehen waren.

Merkwürdig bleibt die Vision über dem betr. Grabe mit der Angabe, daß das Phantom über die Schultern des Dichters sieht, je nachdem es sich nach dieser oder jener Seite wendet — Angaben, denen wir auch sonst in der okkulten Literatur (z. B. auf den Photographien bei Aksakow: Animismus und Spiritismus begegnen[13]). Handelt es
hinter Murray das Phantom einer Frau in ähnlicher Weise erscheint.
sich dabei nur um den Eindruck, den die Ausstrahlung der Leiche bei dem Sensitiven verursachte (Reichenbach suchte in solchen Fällen den sog. Odschatten zur Erklärung heranzuziehen) oder um einen wirklich ortsgebundenen Spuk, wie er auch sonst auf diesem Gebiete berichtet wird?[14]) Auf letzteres scheint die merkwürdige Haltung der Erscheinung hinzuweisen. Ist es wirklich absurd zu glauben, daß Verstorbene, besonders solche, deren Tod vielleicht an ein besonderes Ereignis gebunden ist, noch längere Zeit nach ihrem Ableben sich an die Stätte ihres Begräbnisses hingezogen fühlen und sich dort selbst oder in Form eines verstofflichten Gedankenbildes zu äußern vermögen?

Somit ist festgestellt, daß die Wahrnehmungen der Sensitiven Reichenbachs auf Kirchhöfen durchaus mit dem übereinstimmen, was von ganz anderer, als völlig zuverlässig erscheinender Seite wahrgenommen worden ist. Die Frage nach der Wirklichkeit des Ods ist also, wie schon erwähnt wurde, noch nicht abgeschlossen. Zur Ergänzung der vorliegenden Fälle mögen daher noch einige andere folgen, die in die gleiche Richtung weisen. Der eine rührt von dem bekannten amerikanischen Seher J. Davis her, der bekanntlich das Abscheiden der menschlichen Seele in allen Einzelheiten gesehen haben will und das in seiner Schrift: „der Zauberstab" geschildert hat. Eine Art Fortsetzung dazu bildet die andere: Beyond the Valley (Über das Tal hinaus, Boston 1885), wo er (S. 367) die Geschichte eines lebendig begrabenen Mannes erzählt, den er erst zehn Tage vorher kennen gelernt hatte. Er sah auf seinem Grabe ein himmlisches, glänzendes Licht, dazu eine elliptische Masse pulsierenden Nebels; unter den Bäumen nahm er darauf in der Dunkelheit eine leicht bewegliche Wolke sich entzündender und doch unterdrückter Feuerflammen in schräger Richtung von dem Erdhaufen wahr, unter denen eine menschliche Gestalt zu erkennen war. Dabei glaubte er eine Stimme zu hören: „Sei gutes Mutes, mein Geliebter, — es ist das Werk der Allmacht, — erschrick nicht davor!" —

Über Davis liegen die verschiedensten Ansichten vor (Tischner: Ge-

---

[13]) S. besonders die 4. Photographie auf Tafel VI. bei Aksakow: A. u. Sp. 4. Aufl. (1904), es handelt sich um Aufnahmen Mumlers in Boston, wobei

[14]) Vgl. den Artikel von M. A. Stelzenberg (Revalobund, Dez. 1926), wo dem Berichterstatter in Lüneburg zwei Frauengestalten in der Tracht des 15. Jahrhunderts mit traurigen Augen erscheinen; zehn Jahre später fand man beim Abbruch des Hauses im Keller ein fest zugemauertes Gewölbe, in dem die Skelette von zwei Frauen nebeneinander lagen.

schichte der okkultistischen Forschung, Joh. Baum, Pfullingen 1924 S. 10 ff.), und es steht fest, daß sich in seinen Schriften manches Verworrene findet, auch scheint er (im Gegensatz zu der Behauptung, daß alles inspiriert sei) von Swedenborg und Jung-Stilling beeinflußt worden zu sein. Man kann daher auch über seine Visionen beim Abscheiden Verstorbener nichts Endgültiges sagen, es muß aber darauf hingewiesen werden, daß seine Wahrnehmungen dabei mit denen von St. Moses und anderen völlig übereinstimmen. Auch die Geisterphotographien bei Aksakow (Animismus und Spiritismus) weisen das gleiche Bild auf. Um noch einige Beispiele von ihm zu erwähnen, sei der von Tischner S. 13 erwähnte Fall angeführt, wonach er auf einem Friedhof, den er einer inneren Stimme folgend aufsuchen mußte, hellsehend den Geist eines Menschen wahrnahm, der am Tage zuvor beerdigt worden war. Er war in einer Gruft eingeschlossen, die er angeblich nicht durchdringen konnte, und wirkte nun auf den Totengräber, der in der Gruft seine vermißte Schaufel suchen sollte, um bei dieser Gelegenheit aus dieser herauszukommen.[15])

Ähnlich ist der zweite Fall, den dieser Seher (Die Philosophie des jenseitigen Verkehrs, Leipzig, W. Besser 1884) in der Landschaft Poughkeepsie! beobachtete, wo ein Arbeiter in einem Brunnen von den Erdmassen verschüttet worden war, sodaß sich die übrigen vergeblich bemühten, ihm zu Hilfe zu kommen. Vermittels der Sympathie, die ihn aus Mitleid mit dem Verunglückten verband, glaubte er in die übersinnliche Wahrnehmung einzugehen. Er sah, wie eine glänzende Flüssigkeit das Gehirn und dann den übrigen Körper des Toten durchdrang; diese Substanz schien dann aus dem Gehirn auszutreten und sich über die Häupter der Männer in die Atmosphäre zu ziehen. Sie kam ihm zuerst wie ein Herz mit Herzbeutel vor, später glaubte er ein leuchtendes Haupt darin zu erkennen. Dieser Prozeß, in dem allmählich auch die übrigen Glieder sichtbar wurden, dauerte drei Stunden, worauf sich plötzlich der Faden vitaler Elektrizität, der diese Erscheinung mit dem noch immer im Brunnen liegenden Körper verband, von ihm trennte. Die Gestalt schien auf ihren früheren Wohnort zurückzublicken und sich dann zusehends den Anziehungen hinzugeben, die ihr von der Atmosphäre zu teil wurden.

Bei dieser Gelegenheit mag noch auf einen von Davis (Die Philosophie des geistigen Verkehrs S. 196) angeführten Bericht aus dem Altertum hingewiesen werden, der angesichts der hier berichteten Wahrnehmungen nicht ganz ohne Wert sein dürfte. Plutarch erzählt nämlich nach ihm in seinem Buche: „Der oberste Priester von Delphi(?)“ von einem Mann namens Thespesius, der von einer großen Höhe herabfiel und drei Tage scheinbar tot liegen blieb. Als er wieder zu sich kam, gab er an, daß er zuerst in die Tiefen eines Ozeans gestürzt worden sei, aus dem er aber wieder emportauchte; es war ihm dann, als ob ihm mit einem Blick das Ganze des Raumes erschlossen sei.

Fortsetzung folgt)

---

[15]) Dr. Tischner weist bei dieser Gelegenheit sehr richtig darauf hin, daß ein Geist eigentlich keine Schwierigkeiten haben müßte, aus der Gruft herauszukommen, zumal er doch wohl auch außerhalb des Sarges gesehen wurde; selbst wenn er von vornherein nicht an diesen gebunden war, hätte er doch, was die Gruft betrifft, an dem Stoff, aus dem sie bestand, keinen Widerstand finden dürfen.

Skizzen zum „Okkultismus“ von heute.

Von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost.

(Mit 4 Abbildungen.) (Fortsetzung statt Schluß.)

Daß trotz der Verbote und schweren Strafen, die auf Übertretung stehen, immer noch Gerichtsverhandlungen wie die im folgenden vom Berliner „Völkischen Beobachter“ berichtete möglich sind, kann nur den verwundern, der übersieht, daß dieser „Aberglaube ein Volkswissen um die bekannten „Dinge zwischen Himmel und Erde“ ist, das z. B. auch kein Taschenspieler hinwegzujonglieren vermag. Hier ist Aufklärung vielmehr in dem Sinne nötig, wie es die Z.mp.F. seit ihrem Erscheinen anstrebt: Warnung vor Vertrauen in eine Phänomenik, deren Voraussetzungen für echte Bekundungen niemand beherrscht, zu allerletzt jene, welche ein Geschäft daraus machen. Der „V.B.“ berichtet am 9. 8. 40 unter „Die Cottbuser Hexe vor Gericht“:

Vor der Strafkammer beim Landgericht Cottbus begann die in der Lausitz mit großer Spannung erwartete Verhandlung gegen die „Hexe von Cottbus“. Die geschiedene Frau Alwine Niendorf ist wegen fortgesetzten, besonders arglistigen Betruges als Gewohnheitsverbrecherin angeklagt. Obwohl Tausende von Gaunereien vorliegen, sind doch nur dreißig Zeugen und fünf Sachverständige geladen worden, weil nur einige markante Fälle zum Gegenstand der Anklage gemacht wurden.

Die Angeklagte ist 44 Jahre alt und wegen Steuervergehen, Verleumdung und Beleidigung vorbestraft. Nachdem sie 1915 geheiratet hatte — die Ehe wurde wegen Ehebruchs der Frau geschieden —, ließ sie sich im Jahre 1916 als „Besprecherin“ und „Beschwörerin“ von Erkrankungen bei Mensch und Tier nieder und erwies sich mit ihrer Pfuscherei so geschäftstüchtig, daß sie auf ein Jahreseinkommen bis über 10 000 Mark kam und es zu drei Grundstücken brachte. Auch Speck, Butter, Schinken und Eier waren als Honorar gern gesehen.

Frau Niendorf wendete drei Methoden an. Als erste das Besprechen des Patienten, gleichgültig ob Mensch oder Kreatur. „Ihr großen Schmerzen, ihr sollt vergehen und nicht an dem Körper bestehen, so wahr mir Gott helfe“, murmelte sie, während ihre Hände den erkrankten Körperteil bestrichen. Dieser harmlose Unsinn kostete bis zu einem Taler. Methode zwei war die Fernbehandlung. Ein getragenes Wäschestück des Kranken, gewöhnlich ein Hemd, mußte eingeschickt werden. Das Kleidungsstück wurde besprochen und sollte nach dieser Prozedur die Krankheit vertreiben.

Das Tollste war die „Hexerei“. Das ist der höchste Grad meiner Kunst“, behauptete die Betrügerin, und kostete pro Behandlung 20 Mark. Zur Anwendung kam sie, wenn Unglücksfälle eintraten, oder ein Abergläubiger Sorgen hatte. „Alles Unheil kommt von einer übelwollenden Person“, erklärte die Niendorf. „Sie sind von ihr verhext worden, aber ich werde den Drachen bannen.“ Notfalls wollte sie auch Haus und Stall enthexen. Dafür hatte sie zwei Arten: einmal das Besprechen von Strümpfen der „bösen Person“, deren Beschaffung nicht immer einfach war, oder die Arbeit an Ort und Stelle. Dann rückte sie mit leeren Zigarrenkisten an, die in den Räumen unter geheimnisvoll anmutenden Begleitumständen und gemurmelten Beschwörungsformeln aufgestellt wurden, um den „Drachen“ zu bannen.

Der erste Verhandlungstag war mit der Erörterung des Lebenslaufes und der törichten Behandlungsmethoden der Angeklagten ausgefüllt. Die Verhandlung wird fortgesetzt.

Der „V.B.“ vom 10. 7. 40:

In dem „Hexenprozeß“ Niendorf, über dessen Beginn der „VB.“ gestern berichtete, wurde die Vernehmung der Angeklagten fortgesetzt.

Der Sachverständige Dr. Hallermann vom Berliner Institut für gerichtliche Medizin führt aus, daß Frau Niendorf voll zurechnungsfähig ist. Ihre kindischen Beschwörungsformeln sind weiter nichts als ein grober und gefährlicher Unfug. Die Angeklagte wird dann von dem Vorsitzenden aufgefordert, ihre Kunst an dem Arzt zu demonstrieren. Das Experiment verlief natürlich ergebnislos.

Aus der Fülle des Belastungsmaterials soll nur ein Fall gestreift werden. Eine Ehefrau, die den Hokuspokus der Niendorf ernst genommen hatte, wollte im Zimmer feurige Augen gesehen haben. Die Gaunerin erklärte, eine Hexe habe einen Drachen ins Haus gebracht. Dadurch wurde die schwer nervenkranke Frau so verängstigt, daß sie nicht mehr allein gelassen werden konnte. Als endlich ein Arzt hinzugezogen wurde, stellte dieser bei der Ehefrau Geisteskrankheit fest und veranlaßte die Unterbringung der Unheilbaren in eine geschlossene Anstalt.

Die Verhandlung wird noch einige Tage andauern.

Der „V.B." vom 13. 7. 40:

Nach viertägiger Verhandlung vor der Großen Strafkammer beim Landgericht Cottbus beantragte der Staatsanwalt in dem Betrugsprozeß gegen Frau Alwine Niendorf aus Cottbus wegen des fortgesetzten, besonders arglistigen Betruges eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren.

Der „V.B." vom 17. 7. 40:

Die Große Strafkammer beim Landgericht Cottbus fällte heute in dem Prozeß gegen die sogenannte Cottbusser „Hexe", über den der „VB." bereits berichtete, das Urteil. Die 44jährige Angeklagte Alwine Niendorf wurde wegen Betruges zu zwei Jahren neun Monaten Gefängnis verurteilt. In einer Reihe von weiteren Betrugsfällen wurde das Verfahren vorläufig eingestellt. Im übrigen wurde die Angeklagte mangels ausreichenden Beweises freigesprochen. Damit zieht der Richterspruch vorläufig — wenn die Staatsanwaltschaft Revision anmeldet, wird das Verfahren noch ein zweitesmal ein Gericht beschäftigen — die Schlußbilanz unter ein trübes Kapitel menschlicher Torheit.

Jeder Metapsychiker, jeder an dem Gehalte dieses Wissensgebietes auch nur Interessierte wird es begrüßen, wenn wieder einmal ein Mitglied des Schmarotzertums an ihm wenigstens für einige Zeit unschädlich gemacht wurde!

Es sollte aber nicht nur diesem verdienerischen Laientum Zwang angelegt werden, ebensolchen Zwang sollte sich auch jeder anlegen, der als Forscher gelten will. Diese selbstverständliche Kritik ließ m. E. ein kürzlicher Vortrag vermissen, der sich mit der Phänomenik von Meta Sch. beschäftigte, einem sog. „Schreibmedium", aus dem der Große Kurfürst sprechen sollte. Längst bevor diese Schriftstellerin an diesen Bearbeiter gelangte, war sie bei mir. Ich habe mich damals, auch brieflich, bemüht, ihr wenigstens einen Zweifel an ihrer vulgär spiritistischen Einstellung aufzulockern, um sie vor dem sich bereits anzeigenden Schicksal zu bewahren, später durch Selbstmord zu enden. Die ganze Phänomenik mit ihren bis zu Inkubationen vorgetriebenen Erscheinungen war ganz zweifellos nichts weiter als der bis zu Eigenleben innerhalb der Sch.'schen Psyche aufgespaltene und dramatisierte Ideenkreis, der auf die eindringliche Beschäftigung mit dem Großen Kurfürsten und seine Zeit für die Gestaltung eines Romanes zurückging. Wenn die Mitarbeiter eines Berliner Verlages diese Sch.'schen Niederschriften geprüft und als historisch haltbar bezeichnet haben, so besagt das doch wahrhaftig garnichts, da sich Meta Sch. ja mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt hatte. Und wenn das bisher Unbekannte (darunter die Urheberschaft eines Giftmordes) als nicht unmöglich beurteilt wurde, so besagt auch das nicht das geringste, da Meta Sch. ja einen historischen Roman schreiben wollte und naturgemäß in den Grenzen des Möglichen bleiben mußte. Ich hatte ohnedem längst vor, den für mich durchaus übersichtlichen Fall ausführlicher zu betrachten und werde dies noch tun. Bedauerlich nur, daß Meta Sch. in meiner Deutung zu viel Nüchternheit, zu wenig Anreiz für ihre bereits vorgefaßte Meinung fand und sich dorthin wendete, wo sie

offenbar mehr Eingehen auf ihre spiritistischen Annahmen fand und dann ja auch den Freitod als Ende ihres, wie sie urteilte, abschließend erfüllten „Diesseits-Lebens“ suchte und erlitt.

Das Wissen um „okkulte“ Erscheinungen ist so alt wie die Menschheit: es ist Volkswissen allerorten, auch bei uns. Für den holsteinischen Marscher z. B. sind die metapsychischen Erscheinungen etwas Altgewohntes; er blieb trotzdem mit beiden Beinen auf seinem Heimatboden stehen, seine „Bauernrepublik“ (von 1227 auf mehr als 3 Jahrhunderte) verwirklichte bereits manche der heutigen Ideale, sein Gott blieb ihm in der Natur näher als in der Kirche. Kurz, selbst der gewohnte Umgang, so möchte ich fast sagen, mit „okkultem“ Erleben bedingt danach in keiner Weise kopfhängerische Lebensfremdheit und Jenseitssucht. Im Gegenteil, die Freiheitskämpfe der Marscher sind bekannt genug, um hier nur auf sie verweisen zu können. Ein Beispiel von geschichtlicher Größe also dafür, daß ein Ausgleich zwischen einem Volkswissen um die metapsychischen Dinge als eines Tatsachengebietes und der Volksgesundheit möglich und daher auch anzustreben ist.

Daß das nicht durch „Experimentalvorträge“ von Zauberkünstlern geschieht, ist mir sicher, auch nach den Protesten, die mir in größerem Umfange brieflich zugegangen sind. Ich habe bisher auf sie nicht zurückgegriffen und will mich auch jetzt auf die Bezugnahme nur eines letzten Briefes beschränken, der mir unter dem 23. 5. 40 aus Böhmisch-Leipa zugegangen ist. In ihm heißt es (unter vielem anderen):

„Vor ein paar Wochen hielt bei uns ein gewisser Her . . . (folgt ein auch in der Z.mp.F. bereits genannter Name; Verf.) einen Vortrag über Okkultismus. „Ich enthalte mich jeder weiteren Kritik“. „Die Bekannten kamen über ein Kopfschütteln nicht hinaus, erstaunten und waren sprachlos darüber, daß gesagt wurde, dieser Herr komme vom . . ., um aufzuklären. Wie will und soll man diese Probleme lösen, wenn ein jeder, der sich zu diesem Gebiete in bejahendem Sinne bekennt, „gleich mit Worten niedergeschlagen wird, die den berüchtigten Gummiknütteln der ehemaligen Tschechoslowakei unseligen Angedenkens in nichts nachstehen. Damals bestanden die Intelligenzwaffen aus kurzen Knütteln, mit denen ein jeder, der es wagte, politisch anderer Meinung zu sein als die Herren Knüttelträger, gründlich zerdroschen wurde. Die Worte, die man jetzt an die Stelle dieser Knüttel setzt, sind seelisch noch tiefgreifender, Worte, wie Volksschädlinge, Volksverdummer und so weiter.“

Genug des Auszuges, um zu erkennen, daß mit dieser Methodik kaum jemand gewinnt. Jene, die ohnedem negativistisch voreingestellt waren, glauben sich bestätigt; die auf Grund eigener Erfahrung positiv Eingestellten machen sich, je nach Temperament, über diese Methodik der Bekehrung lustig oder werden verärgert, da der Vortragende sie als Trottel und Schädlinge, als minderwertige Volksgenossen abtut. Der Kirchenbann konnte die Kopernikus-Galilei'sche-Lehre vom Sonnen-System nicht umbringen; die Kirche assimilierte diese wissenschaftliche Erkenntis. Hier handelte es sich aber sogar nur um eine Hypothese, eine Theorie, welche eine Alltagserfahrung völlig umdeutete. Bei der Metapsychik aber handelt es sich um ein unbestreitbares Tatsachengebiet, mit dessen abschließender ursächlicher Klärung wir noch beschäftigt sind. Umstritten kann nur noch die Kausalität sein. Und das ist die grundsätzliche Schwierigkeit, dieses Gebiet dem Naturwissenschaftler ganz allgemein näher zu bringen, da er nur in Kausalzusammenhängen zu denken pflegt und zu denken liebt. Das ist aber doch noch lange kein Grund, jene, die ein Wissen um das metapsychische Tatsachengebiet haben, unter die Aussätzigen zu reihen. Nur die Schlacken, welche sich

gerade aus der vielseitig laienhaften Beschäftigung mit dem Gebiete ergeben, verdunkeln das reine Feuer, das helle Licht, das von jenen Erkenntnissen auszustrahlen vermag und ausstrahlen müßte. Diese Schlacken zu beseitigen, wäre Zusammenarbeit geboten. Sie habe ich wiederholt bereits angeregt, wenn ich die von mir unter Aufwendung von mehreren 10 000,— RM aufgebauten Arbeitsmittel einem zu begründenden Reichsinstitute zur Nutzung anbot, ohne mir irgendwelchen Einfluß vorzubehalten.

Bei allen Angriffen gegen den „Okkultismus", die meistens auch verblümt oder nicht gegen die wissenschaftliche Metapsychik gerichtet sind, werden „Okkultismus" und „Aberglaube" gleichgesetzt, obwohl längst erwiesen ist, daß z. B. die auch als Aberglaube abgetanen sog. Bauernregeln über Wetter und Ernte das Ergebnis langjähriger vergleichender Beobachtungen und dem Kerne nach zutreffend sind. Eine allgemein gültige Begriffsbestimmung des Schlagwortes „Aberglaube" steht noch aus: jeder versteht unter diesem Worte mit seinem Anklange an Minderwertigkeitskomplexe gerade das, was ihm paßt. So ist ein Definitionsversuch von Prof. Dr. A. Süßenguth in „Neues Deutschland" durchaus zu begrüßen, der schließlich sagt:

Es ist und bleibt Tatsache, daß ungezählte Ereignisse uns treffen, die nicht durch Kausaldenken zu beeinflussen oder abzuwenden sind. Sie treffen uns außer jeglicher berechenbarer Kausalität. Der Abergläubische sucht auch solche, kausal nicht zugängliche Umweltskonstellationen zu ergründen, wobei ihm kein physikalisches Kausalgesetz helfen kann. Wohl erscheinen uns die Naturerscheinungen einzeln in gerader Linie kausal begründbar, allein das zeitliche Zusammentreffen zweier und mehrerer solcher Ereignisse steht meist durchaus nicht in irgendeinem Kausalzusammenhang. Der Dachziegel fällt vom Dache infolge mangelhafter Befestigung und weil stärkerer Wind weht. Das ist kausal. Allein daß er gerade in der Sekunde fällt, da ich vorbeigehe, ist ohne durchblickbaren Zusammenhang. Doch niemand ist gerade vor solchen Fällen sicher. Die Wissenschaft kann da nicht helfen, daher greift man zum Aberglauben. So kommen wir zu einer Definition des Aberglaubens, an der es seither noch völlig fehlte:

Der Aberglauben ist der Versuch der Zusammenschau des unkausal Zusammenwirkenden oder richtiger der Versuch zu einer solchen Zusammenschau zu gelangen. (Nur Traum oder Prophetie konnte verhindern oder beachtete „Vorzeichen", daß der am Hause Vorbeigehende, vom Dachziegel Erschlagene an dem betreffenden Hause vorbeiging). Das Bestreben, die kausal unvorherzusehenden Unfälle zu vermeiden, Mittel an die Hand zu bekommen, auch sie gleich den vorherzusehenden zu vermeiden, ist an sich völlig begreiflich und berechtigt, ja mehr noch, eigentlich dringend notwendig. Das ist ganz unbestreitbar.

Eine andere Frage ist die, ob solche Zusammenschau und Beurteilung unkausaler Situationen jemals jemand möglich sein könnte. Dies kann man selbstverständlich bezweifeln, nicht aber kann man bezweifeln, daß diese eigentlich notwendig wäre. Da die Wissenschaft der Kausalität versagt, kann man, wenn man wissenschaftlich bleiben will, entweder die Flinte gleich ins Korn werfen und das Kismet als unvermeidlich hinnehmen in Fatalismus oder man kann versuchen, der Angelegenheit auf dem Wege der Statistik nachgehen.

Zu versuchen, dem ständig von Gefahr bedrohten Menschen auch dann noch zu helfen oder ihn zu beraten, wenn der kausale Rat versagt, weil das Zusammentreffen der Ereignisse nicht kausal verknüpft ist und weil gerade diese Situationen es sind, die dem Menschen Unglück, Untergang und Tod bringen, aber auch das Glück und große Glück. Der Aberglaube hat das bisher allein versucht auf Grund einer angeblichen, Jahrhunderte alten, aber höchst zweifelhaften als unsinnig gescholtenen Empirie. (Schluß folgt.)

Zwei metapsychische Beobachtungen.

Fernwirkung einer Sterbenden.

Ein Bekannter von mir, M. L., jetzt Pastor in Pommern, hatte in den zwanziger Jahren, selbst noch Schüler, von seiner Großmutter einen kleinen

Schrank zur Aufbewahrung seiner Bücher geschenkt bekommen, den diese stets besonders geliebt hatte. Er stand in ihrem Wohnzimmer, gleich links von der Tür. Als die Großmutter im Zimmer nebenan starb, gab es einen furchtbaren Krach, der im ganzen Hause vernehmbar war, ohne daß die erschreckte Familie einen Grund dafür gefunden hätte. Einen oder zwei Tage später entdeckte L., daß die glatte Rückwand des massiven, unteilbaren Schrankes querüber einen fingerbreiten Riß aufwies, der vorher nicht dagewesen war. Man ist überzeugt, daß hier die Ursache des Krachs liegt.

Niederschrift 21. 5. 39. H. A. Stoll.

Phantom eines Verstorbenen.

Ein guter Bekannter von mir, K. L., Pastor in Mecklenburg, den ich seit zehn Jahren als einen absolut wahrhaften und zuverlässigen Menschen kenne, der zudem von denkbar größter Nüchternheit ist, erzählt mir den folgenden Fall:

Im Jahre 1927/28 in Wien studierend, hatte er zu Ende des Wintersemesters einen bei Wien geborenen und tätigen jungen Lehrer kennen gelernt, der etwa 10 Jahre älter war als L. Obwohl sie sich, da das Semester endete, nur etwa vierzehn Tage kannten, verband sie eine sehr herzliche Freundschaft, die sich in Briefen fortsetzte. Der Lehrer war sehr begabt und tüchtig, litt aber sehr unter verschiedenen Schwierigkeiten, so daß er schon einmal kurz vor dem Selbstmord gestanden hatte. Einige seiner Briefe versetzten L. in heftige Sorge. L. studierte im Sommersemester 1928 in Erlangen und hatte mit dem Lehrer abgemacht, daß der zum Anfang Juli nach Erlangen kommen sollte und daß sie dann gemeinsam eine Wanderung durch Norddeutschland antreten wollten. Die zwei Wochen, die zwischen dem Ferienbeginn in Wien und dem Semesterende in Erlangen lagen, sollte der Wiener dort als Gast L.s verbringen. In einem Brief, der Anfang Juli in Wien eintraf, machte L. noch mehrere abändernde Vorschläge, ohne eine Antwort zu erhalten.

Um Mitte Juli machte L. mit einem Kommilitonen eine Studienfahrt nach Nürnberg zur Besichtigung der Siemens-Schuckert-Werke, deren Eindruck auf ihn so groß war, daß er an nichts anderes dachte. Um nach der Besichtigung noch den Zug zu erreichen, eilten beide sehr schnell zum Bahnhof, auf halbem Wege an einer Anlage (Brunnen zwischen Gebüschen) vorüberkommend. Im schnellen Gehen warf L. einen Blick in diese Anlage und sah auf einer der Steinbänke einen Menschen in Wanderkleidung sitzen, den Rucksack neben sich auf der Bank. Er glaubte darin seinen Wiener Freund zu erkennen und sagte zu seinem Begleiter, daß er schnell nachsehen wolle, ob jener es wirklich sei. Der Begleiter lachte und sagte, dort sitze niemand, und als L. abbog, wurde er ärgerlich und meinte, durch solche Spielereien würde L. nur seinen Zug versäumen. Er eilte weiter, während L. die Anlage betrat und auf die Bank zuging. L., dicht vor dem Wanderer an den Rand des Brunnens gelehnt, erkannte ganz deutlich den in diesen Tagen erwarteten Freund. Da dessen Gesichtsausdruck aber so „seltsam" war, war es ihm unmöglich, ihn anzureden. Sie sahen sich nur stumm an. Da L. ein sonderbares Gefühl von der Unwirklichkeit des Freundes hatte und er außerdem keinen Pfennig mehr bei sich trug und der Bekannte die Fahrkarte verwahrte, lief er weiter zum Bahnhof. Während der Rückfahrt hänselte ihn der Kommilitone dauernd, daß er einem Phantom nachgelaufen sei.

L. hatte das Gefühl einer Halluzination zum Opfer gefallen zu sein, die ihm die baldige Ankunft des Erwarteten anzeigen wolle. Infolgedessen gab er seiner Wirtin Auftrag, die Chaiselongue für den Gast zu bereiten und gab ihr seinen Kollegplan, damit jener ihn sofort nach seiner Ankunft erreichen könne. Er kam aber nicht, und L. schrieb ihm in seiner Verwirrung die ganze Geschichte. Ende Juli fuhr er nach Mecklenburg zur Silberhochzeit seiner Eltern, ohne eine Nachricht aus Wien erhalten zu haben. Dort bekam er seinen letzten Brief an den Freund, der das Nürnberger Erlebnis schilderte, zurück mit dem Vermerk, daß der Adressat tot sei. Nachforschungen stellte L. nicht an, zumal sein Freund keine Angehörigen besaß, bei denen er hätte nachfragen können. Er vermutet Tod durch Selbstmord und ist überzeugt, daß er um die Zeit erfolgt ist — also in den ersten Nachmittagsstunden — als er ihn in den Anlagen Nürnbergs sah.

Niederschrift 21. Mai 1939. H. H. Stoll.

Mitgeteilt von Dr. med. C. D. Isenberg, Altona-Kl.-Flottbeck.

Aus eigenem „okkulten" Erleben.

Ich bin bei meinen Großeltern auf einem Gut in der Nähe Warschau's erzogen worden, jedenfalls habe ich dort die ersten Jahre meines Lebens verbracht. Und nun hat man mir erzählt, daß ich viel mit allerlei Leuten gesprochen habe, die außer mir niemand sah. Man hielt dies zunächst für Spiel, bis ich dann auch mit einem Onkel, den ich sehr liebte, und der plötzlich starb, nach dessen Tode weiter verkehrte, und meine Großeltern wie eine unverheiratete Tante, die mir auch all dies erzählt hat, mit in meine Reden und Spiele zog. Ich selbst erinnere mich nur, daß ich einmal in Warschau, wo wir eine andere Tante besuchten, nicht weitergehen wollte, weil meine Großmutter nicht auf meinen Onkel warten wollte, der hinter uns ging. Selbstverständlich hütete man sich, mich meine Veranlagung irgendwie merken zu lassen. Der zweite Mann meiner Großmutter war Deutscher, daher beschäftigte er auf seinem Gut mit Vorliebe deutsche Verwalter und Inspektoren. Zu einem von diesen, einem noch sehr jungen Mann, faßte ich eine große Zuneigung, aber eigentlich war wohl er es, der sich zuerst mit mir beschäftigte. Meine deutsche sowie meine französische Bonne hatten große Mühe mit mir, da ich ihnen immer entwischte, um in die Pferdeställe zu laufen. Aus irgendwelchen mir unbekannten Gründen mußte dieser besagte Inspektor nach Deutschland zurück. Ich weiß, daß er gebeten hatte, von mir Abschied nehmen zu dürfen, und daß er über mein Bettchen gebeugt unter Tränen meine kleinen Hände küßte. Ich erzähle das, damit man sieht, daß die Zuneigung seinerseits gewiß stark war. Vielleicht stärker als bei mir, denn ich vergaß ihn, wie eben Kinder mit 4 Jahren vergessen. Nach zwei Jahren, nachdem ich sechs Jahre alt geworden war, verlangte mein Vater meine Rückkehr nach Danzig, da ich nun in eine deutsche Schule gehen sollte. Und nun komme ich zu meinem ersten, und für lange Zeit letzten, bewußten Erlebnis. Ein Onkel brachte mich zu meinen Eltern. Da wir eher als abgemacht in D. ankamen, war niemand auf dem Bahnhof, und so nahm mein Onkel mich bei der Hand und wir gingen unserem Hause zu. Da plötzlich geht Hans, so nannte ich den Inspektor, vor uns. Einmal sah er sich um und lächelte mich an. So blieb er immer einige Schritte vor uns, angezogen wie auf dem Gut, das heißt, in langschäftigen Stiefeln, in Joppe und Schirmmütze, auch die Reitgerte in einem Stiefelschaft fehlte nicht. Weil mich Hans nun immer zu betreuen pflegte, war mir diese Begegnung zunächst selbstverständlich, um das Absonderliche der ganzen Erscheinung zu erfassen, war ich entweder noch zu sehr Kind, oder eben an diese Dinge gewöhnt. Jedenfalls nahm ich seine Gegenwart hin, ohne meinen Onkel auf ihn aufmerksam zu machen. So trat Hans denn auch vor uns ins Haus, stieg vor uns die Treppe hinauf, schritt auf die Glocke (ein Porzellanknopf an einem Messingdraht) zu, und zog an ihr, um dann plötzlich verschwunden zu sein. Auch dies scheint mir nicht aufgefallen zu sein oder mich beunruhigt zu haben, denn ich sagte zu meinem Onkel, als er seinerseits die Glocke ziehen wollte: „Laß doch Onkel, Hans hat ja schon geklingelt." Mein Onkel sagte nichts, wahrscheinlich wußte er um meine Veranlagung, aber ich weiß, daß mein in diesem Augenblick herauskommender Vater, dem mein Onkel leise etwas sagte, ärgerlich wurde, so sehr, daß ich nie zu meinem Vater, der mir ohnehin mehr oder minder fremd war, so hingefunden habe, wie es sonst bei einer Tochter üblich ist, auch nicht, als mein Vater mich später durch Liebenswürdigkeit an sich ziehen wollte. Mit zwölf Jahren habe ich ihn dann verloren. An mein nächstes bewußtes Erlebnis erinnere ich mich erst, als ich bereits ein junges Mädchen war. Wohl habe ich das Empfinden, oft von Unsichtbarem umgeben zu sein, aber ich lehne innerlich all dies sehr stark ab, weil ich nicht davon überzeugt bin, daß mich sogen. „gute Kräfte" umgeben. Jene, die wir liebten, kommen nicht wieder.

Gerda Wacker, Berlin-Charlottenburg.

Zur Frage der sog. „Geisterlichter."

In dem Aufsatz: „Der Friedhof als Stätte übersinnlicher Erscheinungen" erwähnt der Verfasser Seite 72, Juni-Heft dieser Zeitschrift, die sog. „Geisterlichter, die in verschiedenen Formen und Größen, bei Spukvorgängen oder in mediumistischen Sitzungen, beobachtet worden sind. —

Bei Gelegenheit einer Materialisationssitzung erlebte ich selbst eine derartige Erscheinung: Es war in den 80er Jahren, und nach damaliger Gepflogenheit saß das Medium in Volltrans in einem sog. „Kabinett". Das war in diesem Falle eine Zimmerecke, vor der in Manneshöhe ein zweiteiliger Vorhang aus

dunklem Stoff angebracht war. Wir beobachteten eine leuchtende Hand, welche den Vorhang auseinanderzog, so daß wir das Medium S. in sich zusammengesunken sitzen sehen konnten. Plötzlich stieg hinter seinem Rücken ein kugelförmiges Licht in der Größe eines Kinderkopfes auf und verharrte dann schwebend und matt leuchtend über seinem Kopf. In der Ohlhaver'schen Zeitschrift: „Revalo Bund", Februar 1925, Seite 51, berichtete ich darüber folgendes:

„Neben ihm" — (dem Medium S.) — verkörperte sich eine Gestalt, scheinbar unter dem Einfluß des kugelförmigen Lichtes, das noch immer über dem Haupte des S. schwebte und ihn mit mattem Schein übergoß" usw.

Wir fragten nach der Sitzung nach Zweck und Bedeutung jenes Lichtes, und erhielten durch die Hand des Mediums in automatischer Schrift die Antwort: „Es ist ein Licht aus jener euch unsichtbaren Welt, dessen Bedeutung wir euch nicht klar machen können."

In dem Buch des P. Léopold de Chérancé: „Der heilige Franziskus von Assisi", das ich, da Nichtkatholik, zwecks Prüfung der darin berichteten „Wunder" und okkulten Erscheinungen auf ihre mögliche Tatsächlichkeit las, fand ich zwei Berichte über „Geisterlichter", die in Kugelgestalt aufgetreten sein sollen. Seite 94 heißt es:

„Nun geschah es, daß gegen Mitternacht ein feuriger Wagen(?), auf dem eine Lichtkugel, glänzend wie die Sonne, lag, in die Hütte der Brüder zu Rivo-Torto eindrang und dreimal die Runde machte."

Seite 110 lesen wir:

„Sobald er" — (ein verstorbener, durch Franz von Assisi bekehrter Mann) — „die Hülle seines Leibes verlassen hatte, erschien er dem heiligen Wundertäter, der eben in einem, nahe am Kloster gelegenen Walde betete, unter der Gestalt einer Feuerkugel. „Vater — sagte er zu ihm —, erkennst Du mich?" — „Wer bist Du?" — fragte Franziskus —, „Ich bin der Aussätzige, den der barmherzige Erlöser um Deiner Verdienste willen geheilt hat" usw.

Ich möchte hierzu bemerken, daß bei der Taufe Jesu durch Johannes etwas Ähnliches berichtet wird. Vielleicht war der „Heilige Geist" der „gleich einer Taube aus dem gespaltenen Himmel" hernieder schwebte, auch ein „Geisterlicht", denn auch dort ließ sich (aus demselben?) eine Stimme vernehmen: „Du bist mein geliebter Sohn . . ." usw. (Evang. Markus).

In Aksakow's: „Animismus und Spiritismus" finden wir, im 1. Band, Seite 11, auf Tafel 1 eine Anzahl Lichtbilder, welche die Bildung einer Materialisation in ihren verschiedenen Entwicklungszuständen festhalten. Da zeigt uns Bild 3 eine leuchtende Kugel, die über einem zungenartigen Gebilde schwebt, und wenn nichts anderes, so doch den in der Entwicklung begriffenen Kopf des sich bildenden Phantoms darstellen dürfte. Auch winkelförmige Bildungen sind auf jenen Bildern festgehalten.

Häufig findet man in unserer Literatur berichtet, daß materialistische Phantome ein hell strahlendes, meist kugelförmiges Licht in der Hand tragen, mit welchem sie sich beleuchten. Verschiedene Seher, unter ihnen Swedenborg und K. Hauffe „die Seherin von Prevost" behaupten, die Seelen Verstorbener in Gestalt von mehr oder weniger leuchtenden Kugeln zu sehen. Jedenfalls haben wohl jene „Geisterlichter" Beziehung zu sich bildenden Phantomen, wie auch zu anderen okkulten Erscheinungen; vielleicht als Kraftquelle für diese Vorgänge? Haben sie doch eine gewisse Ähnlichkeit mit den sog. Kugelblitzen, die dann und wann bei Gewittern beobachtet worden sind. Vielleicht ist ihre Natur jenen „Geisterlichtern" ähnlich. da ja die Elektrizität, d. i. die Teilerscheinung einer einheitlichen Naturkraft überall — auch im Mediumismus — eine Rolle zu spielen scheint?

Von Leop. Günther-Schwerin, Wiesbaden.

Konnersreuth.

Zum Artikel: „Wie steht es um Konnersreuth", 2. Heft, 11. Jahrgang d. Z.mp.F. wäre vielleicht zu sagen, daß T. N. einen kosmischen Krafttransformator darstellt, der die Kräfte und Energien direkt aus dem All an sich zieht und sie in die eigenen Körperkräfte verwandelt, so daß ein Zerfall der Körperzellen und der Nahrungsstoffe nicht nötig ist und der Körper sich stets in dem gleichen Zustand erhalten kann. Man könnte einmal die von T. N. aufgenommene und exhalierte Luft in bezug auf H_2O-Dampf, O, N und CO_2-Gehalt genau analysieren und mit normalen Menschen vergleichen. Vielleicht führt T. N. ein

pflanzenhaftes Dasein und assimiliert ähnlich wie die Pflanze, zerspaltet CO_2, nimmt N auf? Es müßte sich dann in der exhalierten Luft ein Mehr an O und ein Weniger an CO_2 und N oder gar Fehlen von CO_2 zeigen.

Prof. Dr. O. Reiser, Auerbach.

Der Doppelgänger.

Vor ein paar Jahren hatten wir einen sonderbaren Fall bei Bekannten. Der Mann, der seine Frau vor mehreren Jahren verloren hatte, lebte nun mit seinen erwachsenen Kindern zusammen. Es war um die Weihnachtszeit, sie wollten nach Berlin reisen, um die Feiertage dort zu verbringen, der Vater wollte sich vorher noch die Füße waschen. Die eine Tochter, welche in der vorderen Stube den Tisch abräumte, dreht sich um und sieht den Vater in der Tür stehen; sie redet ihn an, erhält aber keine Antwort. Darauf geht sie in seine Stube und sieht, daß der Vater ruhig da sitzt und sich die Füße wäscht. Da die Töchter in der Stadt noch etwas besorgen wollten, machten sie sich über diesen Vorfall keine weiteren Gedanken und gingen zur Stadt. Sie wurden dort aber von unruhigen Gedanken befallen, hielten sich daraufhin nicht lange auf und gingen bald nach Hause. Als sie die Wohnung betraten, mußten sie zu ihrem Schreck feststellen, daß der Vater im Bett lag und bereits verschieden war. Der „Doppelgänger" des Vaters war der Tochter vor dem Tode erschienen.

Joseph Löchner, Stettin.

Lesefrüchte.

Der Gruß des Toten

Von Ostern 1913 bis zum 30. Juli 1914 wohnte ich in Bonn mit einem jungen Hamburger — Hugo v. Poellnitz — in der gleichen Pension. Er studierte Jura, ich Philosophie und Literaturgeschichte. Er wurde mir der treueste Freund, den ich je im Leben gehabt habe. Wir haben unvergeßlich schöne und sorglose Zeiten miteinander verlebt. Im Juli 1914 machte er seinen Referendar. Am 30., zwei Tage vor Kriegsausbruch, fuhren wir beide in unsere Heimat — er nach Hamburg, ich nach Barmen — um die notwendigsten Dinge zu regeln und uns dann als Kriegsfreiwillige zu stellen. Wir haben uns nicht wiedergesehen. Briefe wurden genug gewechselt. Er kam dann an die Westfront, ich zunächst nach Rußland, dann, im Februar 1916, nach Frankreich. Abschnitt Verdun. Ende Juli 1916 war ich auf Urlaub zu Hause. Ich wußte von Poellnitz, daß er zur Zeit einen ruhigen Posten ein wenig hinter der Front in Flandern einnehme.

Kurz bevor mein Urlaub zu Ende ging, erhielt ich einen strahlenden Brief —: daß er ebenfalls Urlaub erhalten; in zwei Tagen werde er Köln passieren; ich solle hinkommen, damit man sich einmal wiedersehe. Ich weiß nicht mehr, was mich hinderte, seinem Wunsche zu folgen. Genug: das Zusammentreffen kam nicht zustande. Eine Woche darauf war ich bereits wieder an der Front. Es ging drunter und drüber. Zum Briefschreiben kam ich nicht: von Poellnitz hörte ich nichts. Dann wurde ich verschüttet, erlitt Gasvergiftung und Nervenschock, kam nach Deutschland, wurde in ein Lazarett nach Münster am Stein verlegt. Hier geschah es eines Nachts — in der Nacht vom 17. auf den 18. September. Ich liege in nervösem Halbschlummer, sehr unruhig. Plötzlich steht Poellnitz an meinem Bett. Ich starre ihn an. Ueber seine Stirn stürzt das Blut in Strömen. Die eine Hand hat er gegen das blutende Haupt gepreßt. Mit der anderen winkt er —: „Adieu, mein Junge!" Diese Worte höre ich ganz deutlich! Ich habe sie gehört, daran ist gar nicht zu rütteln! Nach einigen Sekunden ist Poellnitz verschwunden. Ich stürze mit einem Schrei hoch, ich stürze aus dem Bett, ich stürze aus dem Zimmer, über den Korridor: den Freund suchen, den einzigen, getreuesten Freund.

Ich komme zu mir. Stehe verwirrt mit jagenden Pulsen. Taumle ins Zimmer, ins Bett zurück. In dieser Nacht schlafe ich nicht mehr.

Am Morgen habe ich mich hingesetzt, einen verzweifelten Brief an Poellnitz geschrieben: „Diesen Traum habe ich gehabt. Was ist geschehen? Es ist bestimmt etwas geschehen! Wird Dich dieser Brief überhaupt noch unter den Lebenden finden?"

Ich fühle es auf das Bestimmteste: dieser Brief wird umsonst geschrieben; Poellnitz ist tot! Vergebens sage ich mir, daß er ja sicher noch in Flandern stecke, auf seinem ruhigen Posten ein wenig hinter der Front, daß ihm also kaum etwas geschehen sein könnte — keine Vernunftsgründe bringen mich ab von

meiner furchtbaren Angst, die eigentlich schon Gewißheit ist. Diesen Morgen verbringe ich in völliger Verstörung. Um Mittag ist Postausgabe. Darunter ein Brief von Poellnitz, neun Tage alt. Er war zunächst an meine Heimatadresse gegangen.

„Warum schreibst Du gar nicht? Wo steckst Du? Wie schade, daß wir uns neulich nicht sahen! Jetzt sitze ich an der Somme, mitten im Zentrum der Offensive und im schlimmsten Trommelfeuer, wurde gleich nach der Rückkehr vom Urlaub hierher versetzt. Nun weiß niemand mehr, ob wir uns noch einmal wiedersehen. Geht es Dir gut?"

Vor neun Tagen lebte er noch. Heute ist er tot — — der Brief ist mir schon sicherste Bestätigung meines Traumes (— wenn es ein Traum gewesen ...). Vierzehn Tage vergehen in Angst und Ungewißheit. Ich komme eines Abends von einem kurzen Ausgang zurück, sehr müde und zerschlagen. Auf dem Tisch liegt ein Brief. Ich ertaste ihn: das ist die Entscheidung. — Stehe zitternd. — Licht! — Ich erkenne meine Handschrift. Es ist mein Brief an Poellnitz. Darauf ist ein Kreuz — dahinter die Worte: Für's Vaterland! — Ich schrieb dann noch einmal an die Kompanie. Ich erfuhr: Leutnant v. Poellnitz fiel am Morgen des 18. September bei einem Artillerieüberfall. Granatsplitter. Kopf. — Er ist mein einziger Freund im Leben gewesen. Curt Corinth.

(„Remscheider Generalanzeiger" v. 10. 1.; eingesandt H. Jul. Dünhoff, Remscheid.)

Seltener Fall von Vorgefühl. Im Haag. In einer holländischen Zeitung berichtet die Holländerin Frau N. D. Donkerfloot von einem merkwürdigen Fall von Vorgefühl. Sie hatte sich am 19. Januar in Genua an Bord des Schiffs „Orazio" begeben, um mit diesem die Ueberfahrt nach Südamerika zu machen. Das Schiff sollte am 20. Januar vormittags 11 Uhr in See gehen. Nachdem sie sich in ihrer Kajüte zum Schlafen gelegt hatte, wurde sie gegen 4 Uhr in der Früh wach und sah sich erfaßt von einem unerklärlichen Angstgefühl, das ihr vorschrieb, das Schiff so rasch wie möglich zu verlassen. Sie erhob sich, ließ den Kapitän wecken, um ihren Paß zurückzuerhalten und veranlaßte auch eine Landsmännin, die das gleiche Reiseziel hatte, mit ihr von Bord zu gehen. Unter Preisgabe des Überfahrtgeldes gelangte sie im Zustand großen körperlichen Übelbefindens an Land. So grundlos ihr Handeln aussah, war es doch schicksalhaft glücklich gewesen, denn am Tage darauf geriet, wie wir seinerzeit berichteten, das Schiff in Brand, wobei 109 Personen ums Leben kamen.

(„Münchener Neueste Nachrichten", vom 26. 2. 40, eingesandt Geheimrat Prof. Dr. Ludwig, Freising.)

Das höchstmerkwürdige „Schonerlebtgefühl"

Wir werden oft in einer wildfremden Gegend, in einer uns bis dahin völlig unbekannten alten Stadt, in einer in dieser Eigenart noch nie erlebten Situation (z. B. im Examen) plötzlich von der geradezu unheimlichen Empfindung beherrscht, diesen Augenblick früher schon einmal ganz genau so erlebt zu haben, diese Landschaft wie aus einem früheren Leben heraus längst zu kennen.

Der Bruder eines jungen Mädchens hatte in Thüringen einen Hof erworben; als es ihren Bruder zum ersten Male besuchte, und er seine Schwester in Ilmenau mit Pferd und Wagen abholte, wußte sie ganz genau den Weg, sie kannte die hohen Tannenwände, wußte, wo der Wagen einbiegen mußte, so daß der Bruder das Pferd anhielt und seine Schwester fragte: „Woher weißt du denn das alles schon?" —

Im Kriegsjahr 1916 hatte sich ein deutscher Soldat in einem der riesigen Wälder Rußlands verirrt; als er eine Anhöhe erstiegen hatte, lag vor ihm ein Waldtal, und sofort wußte er: hier bist du schon einmal gewesen. —

Ein Bekannter fühlte einmal in Rothenburg ob der Tauber einen ganz unbeschreiblichen Drang in sich, ein bestimmtes Haus zu suchen, das sich ihm deutlich im Unterbewußtsein zeigte; als er es betrat, kannte er den Hof ganz genau, allerdings war er etwas älter und verfallener, aber er hatte auch den typischen Geruch von „damals". — Eine Versuchsperson des psychologischen Instituts der Universität beschrieb das oft bei ihm aufsteigende, von den Franzosen wissenschaftlich „Déjà vu" genannte Gefühl folgendermaßen: „Wenn ich irgendwo hinkomme, wo ich noch nie gewesen bin, habe ich die Empfindung, das schon einmal gesehen zu haben; in Florenz sah ich ein Haus mit einem Brunnen; ich hörte geradezu die Stimme, die mir etwas von dem Hause erzählte, und als ich das Haus betraut, kannte ich es."

Eine traumhafte, schattenhafte Stimmung soll beim „Déjà Vu" vorherrschen; so ist es erklärlich, daß dieses unheimliche Gefühl des öfteren auf einen

Traum bezogen wird. Ein Pfarrer war in eine neue Pfarre versetzt worden; als er der Witwe seines Amtsvorgängers seinen Besuch abstattete, führte sie ihn in ein Zimmer, das infolge der daran vorbeiführenden Kellertreppe drei übereinandergemauerte Sitze hatte; der Pfarrer hatte das gebieterische Gefühl, daß er dieses Zimmer längst in allen seinen Einzelheiten kenne, ein Traum hatte ihm vor 30 (!) Jahren seine zukünftige Wirkungsstätte gezeigt.

In der Dichtung spielen solche Träume ja eine große Rolle: „Das eben schuf mir so schnelle Qual, daß ich schon längst dich im Bilde sah." Immer wieder wird das Schonerlebtgefühl auch in Zusammenhang mit dem buddhistischen Glauben an die Seelenwanderung gebracht: Ein Trancemedium des Genfer Psychologen Flournoy behauptete z. B., sie sei in ihrem früheren Leben die Königin Marie Antoinette von Frankreich gewesen. Als nun das Medium zum ersten Male nach Paris kam, war ihr die Stadt völlig bekannt, und als sie über den Place de la Concorde ging, auf dem die unglückliche Königin enthauptet worden war, überfiel das Medium ein schreckliches Zittern. Nietzsche hat das Déjà Vu zur Konzeption seines erhabenen Gedankens von der „Ewigen Wiederkunft" angeregt: „müssen wir nicht schon alle da gewesen sein, müssen wir nicht ewig wiederkommen?"

Die Wissenschaft steht auf dem Standpunkt, daß es sich beim „Schonerlebtgefühl" um einen glatten Irrtum handle, und sie hat dieses Gefühl auch „fausse reconnaissance" genannt. Sicherlich verlegen wir gelegentlich einen optischen Eindruck, der uns noch nicht völlig bewußt geworden ist, im Augenblick des Bewußtwerdens in die Vergangenheit. Ich glaube ferner, daß beim Déjà Vu das sogenannte „eidetische" Phänomen eine große Rolle spielt, die beim Erwachsenen seltene Fähigkeit, zwischen Eindruck und Vorstellung sogenannte „Anschauungsbilder" aufsteigen zu lassen. Ganz befriedigt mich diese Erklärung jedoch nicht, und ich bin der Meinung, daß auch hellseherische Fähigkeiten eine große Rolle beim „Schonerlebtgefühl" spielen. Dr. Konrad Dürre.

(„Die Sendung", Berlin, v. 26. 6. 38; eingesandt H. J. Dünhoff, Remscheid.)

Der Fluch des Fakirs.

Während einer Orientreise starb vor einigen Wochen in Saigon André Richelsen, der als Reiseberichterstatter für eine Reihe namhafter amerikanischer Zeitungen tätig war. Die Ärzte, die Richelsen behandelten, standen vor einem Rätsel. Der Journalist zählte noch keine vierzig Jahre und hatte sich immer der besten Gesundheit erfreut, bis ihn plötzlich jene geheimnisvolle, unbekannte Krankheit befiel, der gegenüber jede ärztliche Kunst versagte. Kurz vor seinem Tode hatte Richelsen eine Unterhaltung mit einem französischen Kollegen, der in Saigon ansässig ist und dessen Bericht über Richelsens tragisches Ende vor einigen Tagen auch in der amerikanischen Presse erschien. Dieser Bericht nun ist ganz danach, den Stoff zu einer neuen Legende zu bilden, ähnlich jener, die seinerzeit um den Tod Carnarvons gewoben wurde, des Entdeckers des Tutanchamon-Grabes.

Als Richelsen erkrankte und die Ärzte vergeblich alle Mittel aufboten, ihn zu retten, zeigte er sich voll fatalistischer Ergebung in sein Schicksal. Zu dem französischen Kollegen aber sagte er eines Tages: „Ich gebe mich keiner Täuschung hin, mein Schicksal ist besiegelt; ich wußte, daß ich bald sterben würde. Ich fürchte den Tod auch gar nicht, weil ich mich schon seit langem darauf vorbereitet habe. Ich muß einen Frevel büßen. Es gibt heilige Orte, die man nicht ungestraft entweihen darf, Orte, die durch den Glauben der Menschen oder durch Überlieferung geheiligt sind, und die gleichsam von einer höheren Macht geschützt erscheinen. Vor ungefähr zwei Jahren wurde ich in folgendes Abenteuer verwickelt: Der Generalgouverneur von Indochina, noch ein amerikanischer Journalist und ich drangen, von Entdeckerleidenschaft getrieben, in einen alten, in einer dichten tropischen Waldung verborgenen Tempel ein. Ein uralter Fakir versuchte, uns daran zu hindern. Aber wir beachteten seine Mahnungen nicht. Als wir die Schwelle des halbverfallenen Heiligtums betraten, verfluchte uns der einsame Wächter des Tempels. Er weissagte, daß in drei Jahren niemand von uns mehr am Leben sein würde. Wir waren alle drei rüstig und strotzten vor Gesundheit. In unserem Übermut lachten wir über diese düstere Prophezeiung. Aber der Kollege, mit dem zusammen ich damals die Entdeckungsreise unternahm, fiel vor einem Jahr als Opfer seines Berufs in Spanien, der Gouverneur starb vor einigen Monaten in Colombo, und jetzt ist die Reihe an mich gekommen.

Der Fluch des Fakirs lastet auf mir wie Blei . . ."

Soweit die Erzählung Richelsens. Der französische Journalist berichtet dann weiter, daß alle Versuche, Richelsen aufzuheitern und ihm seine düsteren Befürchtungen auszureden, ergebnislos blieben: er starb, ohne daß die Ärzte zu sagen wußten, welches die eigentliche Todesursache war.

(Hamburger Fremdenblatt" vom 8. 2. 39; eingesandt A. W. Lübbers, Hamburg.)

Der Mann, der nicht gehenkt werden konnte.

Aus den Akten des britischen Innenministeriums, dem Gnadensachen unterstehen, werden jetzt die dramatischen Hintergründe bekannt, die vor über einem halben Jahrhundert zur geheimen Aufhebung eines Todesurteils geführt hatten. Der damals zum Tode Verurteilte starb erst vor wenigen Jahren an Altersschwäche.

In ihrem Landhaus in Devonshire wurde an einem Novembermorgen des Jahres 1884 eine ältere Frau mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden. Der Reichtum der verwitweten Frau war in der ganzen Gegend bekannt, und die Untersuchung ergab sogleich, daß fast alle ihre Wertsachen gestohlen waren. In erster Linie richtete sich der Verdacht gegen die Dienerschaft der alten Frau, zu der ein junger Mann namens John Lee gehörte, sowie eine ältliche Haushälterin.

Die polizeilichen Ermittlungen ergaben, daß es für die alte Haushälterin unmöglich gewesen sein müsse, die Tat, die eine beträchtliche Kraftleistung erfordert haben mußte, begangen haben zu können. Außerdem schien es wenig logisch, die alte Frau einer solchen Tat zu verdächtigen. Während die Haushälterin in einem entlegenen Raum des Landhauses schlief, lag das Zimmer des Dieners ganz in der Nähe des Schlafzimmers der Witwe, in dem die Tat vollbracht worden war. Irgendwelche Spuren, die einen Hinweis auf den mutmaßlichen Täter hätten bieten können, wurden nicht gefunden. Die Tat schien mit größter Ruhe und Überlegung ausgeführt zu sein, so daß sich der Verdacht gegen den jungen Diener John Lee immer mehr verdichtete, obwohl er wie auch die alte Haushälterin leugneten, mit der Tat etwas zu tun zu haben oder in der betreffenden Nacht irgendwelche verdächtigen Beobachtungen gemacht zu haben.

Da auch an den Türen des Hauses keinerlei Spuren eines gewaltsamen Einbruchs von außen her festgestellt werden konnten, wurde trotz seines Leugnens gegen John Lee schließlich Anklage wegen Raubmordes erhoben. Denn für die Polizei stand es fest, daß als Täter nur eine der im Hause anwesenden Personen in Frage kommen konnte, und daß dies wiederum nur der junge John Lee sein könne. Im Februar 1885 fand in Exeter die Gerichtsverhandlung statt. John Lee brachte zu seiner Verteidigung nichts weiter vor als die wiederholte Beteuerung seiner Unschuld. Selbst, einen Rechtsanwalt zu nehmen, hatte er abgelehnt. Auf Grund des geführten Indizienbeweises erklärte ihn das Gericht für schuldig und verurteilte John Lee zur Hinrichtung durch den Strang. In diesem Augenblick erhob sich der Angeklagte, ohne um Erlaubnis zu bitten, und sprach, den Blick fest auf den Richter, der soeben das Urteil verkündet hatte, gerichtet, mit klarer Stimme, der nicht die geringste Erschütterung anzumerken war: „Sie haben einen unschuldigen Mann verurteilt, aber ich habe keine Angst. Ich weiß, daß Gott mich beschützen wird, und daß er die Vollstreckung dieses furchtbaren Urteils verhindern wird!"

Danach ließ der Verurteilte sich ruhig und ohne das geringste Zeichen von Erregung in seine Zelle zurückbringen. Selbst am Morgen des Tages, der für die Urteilsvollstreckung angesetzt war, bewahrte er noch immer seine unnatürlich wirkende Ruhe.

Als die Gefängnisbeamten den unheimlichen Sträfling hinaus auf den Gefängnishof zum Schafott führten, lächelte er sogar und sagte beim Hinaufsteigen der hölzernen Stufen abermals „Gott wird mich schützen!" und einige Augenblicke später, als der Henker bereits die Schlinge um seinen Hals legte, „Dieses Urteil kann unmöglich vollstreckt werden!" Als darauf die Hinrichtung vollzogen werden sollte, riß der Strang. Ohne Zeit zu verlieren, wurde auf Anordnung der Gefängnisleitung, die für die Vollziehung der Hinrichtung verantwortlich war, ein neuer Strang besorgt und unverzüglich die Hinrichtung ein zweites Mal in Angriff genommen. Während der hastigen Vorbereitungen des Henkers und seiner Gehilfen äußerte John Lee unbewegt und mit fester Stimme „Es ist vollkommen nutzlos, wenn ihr mich zu hängen versucht!" Bei dem Versuch, die Hinrichtung nun zum zweitenmal zu vollziehen, riß der Strang erneut.

Der wenigen anwesenden Zeugen bemächtigte sich eine ungeheure Erregung, die durch das ruhige Verhalten des Verurteilten noch deutlicher in Erscheinung trat. Schleunigst wurde der Gefangene in seine Zelle zurückgeführt.

Der ganze Vorfall wurde geheim gehalten, lediglich das Innenministerium als vorgesetzte Justizbehörde, befaßte sich mit ihm. Es wurde der Entschluß gefaßt, die Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umzuwandeln.

Die Dinge nahmen jedoch noch eine weit überraschendere Wendung. Ungefähr ein Jahr später wurde die alte Haushälterin der ermordeten Witwe schwer krank. Kurz vor ihrem Ende gestand sie auf dem Totenbett, daß sie, nicht John Lee, den Raubmord begangen habe. Man stand ihrer Behauptung zunächst äußerst skeptisch gegenüber und hielt sie für Phantasien einer Sterbenden. Doch zu aller Überraschung stellte es sich heraus, daß die Angaben der Haushälterin über den angeblichen Verbleib des bis dahin unauffindbar gewesenen Schmuckes richtig waren.

Es ist nun nach englischer Rechtsauffassung nicht möglich, ein einmal gefälltes Urteil im Wiederaufnahmeverfahren richtigzustellen. Dies war den Behörden um so weniger erwünscht, als die ganze Angelegenheit geheimgehalten worden war. Statt dessen wurde John Lee stillschweigend begnadigt. Er erhielt zudem auf Lebenszeit eine Pension von wöchentlich 30 Schilling zugesichert, die er noch 46 Jahre lang bezog, bevor er im Jahre 1932 hochbetagt an Altersschwäche starb. Seinen ursprünglien Namen John Lee hatte er mit behördlicher Genehmigung abgelegt, um jede Erinnerung an die Vorfälle jenes Februarmorgens im Jahre 1885 zu tilgen. Insgesamt hatte er aus Staatsgeldern über 70 000 RM ausgezahlt erhalten. Erst jetzt hat die Oeffentlichkeit von diesem ungewöhnlichen Fall Kenntnis erhalten. („Steglitzer Anzeiger“ vom 9. 10. 39.)

Kosmobiologisches.

Nach den Jahrzehnten des „Bälgesammelns“ und „Paraffinhobelns“ hat sich eine biologische Ganzheitsbetrachtung aufgetan, die gerade im Begriff scheint, zu einer kosmobiologischen Einbeziehung unseres Sonnensystems in den Kreis des Organischen weiter zu schreiten und so selbst der Astrologie in objektiver Erwartung gegenüberzutreten. Von diesem Gesichtspunkte aus auch folgende Lesefrucht:

Der unendlich große Wert der Sonne ist schon seit undenklichen Zeiten bekannt, und im Altertum hat es Völker gegeben, die die Sonne als das Höchste, Verehrungswürdigste angebetet haben. Eine uralte Weisheit steckt in diesem Volksglauben, nämlich das unbewußte Empfinden, daß die Sonne die Quelle und Erhalterin alles Lebens ist. Bei totalen Sonnenfinsternissen hat man tatsächlich den Eindruck, als wenn der Pulsschlag der Natur stockt. Nicht nur Menschen und Tiere werden dann von einer seltsamen Unruhe gepackt, auch auf die Pflanzenwelt übt die Verfinsterung eine Wirkung aus. Bei der Sonnenfinsternis am 17. April 1912 wurden interessante Beobachtungen über den Einfluß der Verfinsterung auf das Blühen der Blumen gemacht. Zu den Untersuchungsobjekten gehörte u. a. eine Gartentulpe. Die im Aufblühen befindliche Tulpe war vor dem Beginn der Finsternis und auch während des Verlaufes derselben gemessen worden. Es ergab sich hierbei, daß das Aufblühen durch die mit der Finsternis verbundene Abnahme der Temperatur und des Lichtes einige Zeitlang aufgehalten worden war.

Besonders interessant ist aber der Einfluß der Sonnenflecke, dieser scheinbar winzigen „Schönheitsfehler“ auf dem Antlitz unseres Zentralgestirns, auf irdische Verhältnisse. Während man vor rund 150 Jahren diese Flecke noch für auf der sogenannten Photosphäre schwimmende Schlacken hielt, weiß man heute, daß es sich dabei um elektrische Wirbelerscheinungen, um „magnetische Stürme“ unvorstellbaren Ausmaßes auf der Sonne handelt. Diese „Sonnenstürme machen sich auf der Erde ganz außerordentlich bemerkbar. Die Abhängigkeit der Nordlichterscheinungen und des Erdmagnetismus von ihnen ist schon lange bekannt. Bei großen Fleckengruppen haben wir sehr starke Polarlichter, und zu gleicher Zeit zucken auf der Erde sämtliche Magnetnadeln. Am 31. Oktober 1903 stockte aus diesem Grunde in ganz Frankreich der Telegraphenbetrieb. Bei durchaus seßhaften Vögeln, den sibirischen Tannenhähern, hat man beobachtet, daß sie zu manchen Zeiten von einer seltsamen Unruhe gepackt werden, die sie zwingt, ihre Brutheimat zu verlassen und sich in gewaltigen Mengen plötzlich auf die Wanderschaft zu begeben. Die großen Wanderungen dieser Vögel fallen gewöhnlich mit Sonnenfleckenperioden zusammen.

Bei der Untersuchung dieser interessanten Zusammenhänge, die natürlich nichts mit irgendwelchem astrologischen Aberglauben zu tun haben, sieht sich die Forschung noch immer vielen ungelösten Problemen gegenüber. Als Grund vieler Einflüsse dürfen zweifellos

Strahlen angenommen werden, die von bestimmten Unruheherden der Sonne ausgehen. Sie treffen aber die Erde nur dann, wenn sie sich ihr direkt gegenüber befinden, also nicht am Sonnenrande stehen. Vielleicht darf man die Sonne in diesem Zusammenhang mit einem großen „Sender" vergleichen, denn auch bei Brieftauben will man beobachtet haben, daß sie in der Nähe von Kurzwellensendern die Richtung verlieren, solange die Sender in Tätigkeit sind.

Merkwürdig ist auch die Periodizität der Sonnenflecken, für die es eine restlos befriedigende Erklärung noch nicht gibt. Die Wiederkehr eines Maximums ist im Durchschnitt regelmäßig nach einem Zeitraum von 11,3 Jahren zu erwarten. Mit diesem Fleckenmaximum gehen viele Erscheinungen, wie die Häufigkeit der Polarlichter, Abweichungen der Magnetnadel usw., genau parallel.

Noch seltsamer als diese langfristigen Perioden ist eine andere Erscheinung, die nicht minder sich in irdischen Vorgängen widerzuspiegeln scheint. Es ist die 27tägige Umdrehung der Sonne um ihre Achse. Das Forscherpaar B. und T. Düll hat 36 000 Todesfälle der Stadt Kopenhagen, die eine Zeit von fünf Jahren umfassen, genau untersucht und zeitlich geordnet. Dabei ließ sich in überraschender Weise ein deutliches An- und Abschwellen in 27tägiger Periode erkennen. Auch die einzelnen Todesursachen wegen bestimmter Erkrankungen hatten ihre Zeiten der Häufung. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um eine strenge und genaue Bindung an einzelne Tage oder Stunden. Diese Ermittlungen erscheinen zweifellos phantastisch. Sind sie es wirklich? Auf der Sonne gibt es oft Schwankungen durch die „magnetischen Stürme". Halten diese längere Zeit an, so kann solch ein Störungsherd im Wechsel der Sonnenrotation immer aufs neue auf der Sonnenmitte seinen Einfluß auf die Erde geltend machen. Schon oft hat man dadurch auch an der Unruhe der Kompaßnadel die Sonnenumdrehung verfolgen können. Ist letzten Endes nicht ein Mensch oder überhaupt ein Lebewesen viel komplizierter und empfindlicher als eine Kompaßnadel? Erich Krug.

(„Völkischer Beobachter. Aus aller Welt" vom 18. 4. 39.)

Buchbesprechungen.

Berger, Prof. Dr. Hans, Psyche. 32 S., Gustav Fischer-Verlag, Jena 1940.

Diese ganz vorzügliche Untersuchung zur naturwissenschaftlichen Untermauerung der echten Gedankenübertragung eröffnet ein Gedicht „Geheime Wellen" von Heinrich Anacker („Deutsche Allg. Zeitung" vom 18. 10. 36), das „ferntelepathische" Wirkungen „von Mensch zu Mensch" beinhaltet.

Verf., Universitätsprofessor in Jena, erklärt gleich zu Beginn, „echte Gedankenübertragung" sei „so bewiesen, wie ein derartiger Vorgang überhaupt bewiesen werden kann." Die Ausführung bezweckt die Prüfung der Frage, wie sich diese Annahme in das moderne naturwissenschaftliche Weltbild einfüge. Ich will durch einige Zitate in den Inhalt der Schrift einzuführen versuchen.

„Für die Empfänger ist eine Einengung des Bewußtseins" (Hypnose, Uebergangszeiten des Schlafes) „ein besonders geeigneter Zustand. Auch eine Ablenkung der Aufmerksamkeit durch eine gleichmäßige, nicht anstrengende geistige Tätigkeit" begünstigt den Empfang. Von vielen Untersuchern wird immer wieder darauf hingewiesen, daß der Empfang zunächst verborgen bleiben und erst nach einer gewissen Zeit in das Bewußtsein des Empfängers eintreten kann. Endlich wird auch von den gelungenen Versuchen einer Fernhypnose und einer Gedankenübertragung auf größere Entfernungen berichtet, daß der Sender auch ein deutliches Empfinden d a f ü r hat, daß er mit seiner Sendung Erfolg und bei dem Empfänger einen gewissen Widerhall gefunden hat." „Die Entfernung zwischen dem Sender und dem Empfänger spielt" „keine Rolle. Man kennt einwandfreie spontane Fälle, wo zwischen den Teilnehmern eine Entfernung lag, die die halbe Erdkugel umfaßte. Bei den experimentellen Fällen scheint aber doch die Größe der Entfernung insofern von Bedeutung zu sein, als die Übertragung auf weitere Strecken immer schwieriger zu werden scheint. Abgesehen von der" „Beobachtung über eine gewisse Latenz der ankommenden Botschaft beansprucht die Übertragung keine für uns zunächst meßbare Zeit und erfolgt ähnlich, wie bei der Übertragung durch elektrische Wellen, fast momentan." „Meiner" (Verfs.) „Ansicht nach hat aber doch nunmehr auch die Wissenschaft die Verpflichtung, sich mit der echten Gedankenübertragung als einer erwiesenen Tatsache abzufinden und sie in ihren gefestigten Bau einzugliedern."

Dies eine Reihe von Feststellungen, welche in der Z.mp.F. seit mehr als einem Jahrzehnt vom Ref. vertreten werden. Ref. möchte nur bemerken, daß bei. die Ergebnisse der „ferntelepathischen" Experimente Berlin—Wien und —Athen

keinen Anhalt dafür bieten anzunehmen, daß richtige Empfänge mit zunehmender Entfernung schwieriger werden; ferner, daß jedenfalls nicht nur eine „Einengung des Bewußtseins, vielmehr seine Leerung die beste, wenn nicht notwendige Voraussetzung für richtige Aufnahmen ist, und daß Ref. schon als Tierpsychologe übrigens in Übereinstimmung mit der heutigen allgemeinen Auffassung, auch bei den sog. Intelligenzbehandlungen der Tiere kein Bewußtsein annimmt.

Zur weiteren Untersuchung Verfs. folgende Zitate: „Weiter müssen wir aber die Annahme machen, daß alle psychischen Vorgänge mit materiellen Vorgängen in der Hirnrinde, und zwar eindeutig, verknüpft sind." Wobei es „zweifellos richtig" und „fast selbstverständlich" ist, „daß es unserem menschlichen Verstand auf ewig verschlossen bleiben wird, welches das Verhältnis dieser materiellen Rindenvorgänge zu den zugehörigen psychischen Vorgängen in letzter Linie sein mag." „Im übrigen ist der Ablauf der psychophysischen Vorgänge ein durchaus gesetzmäßiger, er ist determiniert." „Der gesunde Menschenverstand sieht in dem Psychischen eine Kraftäußerung, die mit anderen Kräften des Daseins in Wechselwirkung tritt und so auch tiefgreifende Veränderungen im Körper des Trägers dieses Bewußtseins hervorrufen kann." Dem Psychischen müsse hierbei „selbst ein gewisser Energiewert zuerkannt werden; dieser Energiewert muß aus andern physikalisch-chemischen Energien des lebenden Hirnrindengewebes hervorgehen." „Man kann die bei der Transformation entstehende neue Energieform, der wir psychische Eigenschaften zuschreiben, als psychische Energie bezeichnen." „Ganz von selbst drängt sich uns dabei die Äußerung auf, daß die Anstrengung, der Energieaufwand, bei diesen verschiedenen psychischen Leistungen ein verschiedener sei."

Verf. nimmt an, „daß erst aus einer Transformation von materiellen Rindenvorgängen, vielleicht eben im besonderen aus der von den Rindenzellen produzierten elektrischen Spannung im Bedarfsfalle das hervorgehe, was wir als psychische Energie bezeichnen wollen. Mit der psychischen Energie selbst und nicht mit ihren Vorstufen muß nach unseren derzeitigen Erfahrungen die Fernwirkung verknüpft sein." „Es ist dies eine Annahme, die mit unseren sonstigen Anschauungen über die psychische Energie als einer mit materiellen Energien in Wechselwirkung stehenden Energie sehr wohl vereinbar ist."

Es gelangt also die Untersuchung zu Schlüssen ähnlich denen, die Ref. seit zwei Jahrzehnten des öfteren bes. im Anschlusse an sog. Spukphänomene, bes. aus der Frau Maria Rudloff'schen „Spiegelzeichnungs-Phänomenik, gezogen hat. Im Sinne eines „elektro-magnetischen Spektrums" würde das Psychische am Ende des ultravioletten Teiles ansetzen und durch „Transformation" auf die allerverschiedensten Bereiche des Spektrums übergreifen können.

Die Schrift sollte stärkste Beachtung finden! Hrsg.

Buttersack, Generalarzt a. D. Dr. Felix, Außersinnliche Welten. 134 S. Alfred Kröner-Verlag, Stuttgart.

„Nicht Recht zu haben, — mitzusuchen bin ich da:" ein treffliches Motto des Buches, für dessen „Grundgedanken" Verf. einen Vergleich mit sog. Lochbrillen heranzieht, wie sie von Augenärzten bestimmten Kranken aufgesetzt werden. Innerhalb der mehr oder weniger engen Ausschnitte sieht man die Einzelheiten scharf und deutlich, aber alles andere bleibt draußen, insbesondere die Zusammenhänge. „Auch für das normale menschliche Gesichtsfeld wird man sich bei genauerer Überlegung bald der Grenzen bewußt und ahnt, daß — hier wie dort — viele in unsere Sinnenwelt eintretenden Eindrücke von draußen stammen und draußen zusammenhängen. Chemische und optische Analyse war das Leitmotiv der Forschung der letzten 100 Jahre. Man könnte das Mikroskop als ihr Sinnbild nehmen. Allein, nach dem Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung" „beginnt nunmehr das Pendel nach der anderen Seite zu schlagen. Die Physiker sind darin vorgegangen; sie stellten eine Skala von Wellen auf, von solchen mit tausend Kilometer Wellenlänge bis zum tausendsten Teil eines Millimeters, und sie zeigten, wie das menschliche Gesichtsfeld nur wenige Sprossen dieser Leiter umfaßt. Der Drang nach Erkenntnis sprengt als innerer Strahlungsdruck ebenso sicher Sternensysteme wie Gedankensysteme. Das Universum ist ein in sich geschlossenes Bezugssystem in dauernd labilem Gleichgewicht. Der Ausschnitt, den wir sehen, umfaßt unsere Physik; alles übrige ist Metaphysik oder — in Anlehnung an Albertus Magnus — Transphysik. Die Ausschnitte, die Löcher in der Brille, sind individuell verschieden nach Weite und Form, so

daß das Gesichtsfeld bei dem einen weiter dahin, beim anderen weiter dorthin reicht. Erst durch ein Zusammenwirken dieser Verschiedenheiten kommen wir im ganzen vorwärts. So schätzenswert der Beitrag jedes einzelnen ist: keiner überschätze den seinigen."

So tritt Verf. an den Stoff heran. Unter Bezugnahme nicht nur auf die neuesten Ergebnisse der Forschung in Physik und Chemie, sondern auch unter Berücksichtigung der philosophischen Lehren und Dichtungen aller Zeiten widmet Verf. die Darstellung dem Gedanken, daß zwischen den „außersinnlichen Welten" und unserem eigenen leiblich-seelischen Leben enge metaphysische und metapsychische Beziehungen vorliegen, und daß alle diese „Bezugssysteme" von den gleichen Gesetzen bestimmt und von denselben Kräften getragen werden. So dient das Buch der Gewinnung der Vorstellung von dem großen Zusammenhang alles Geschehens, in den der Mensch als Teil des Ganzen einbegriffen erscheint.

Ref. läßt zur Charakterisierung des Buches noch ein paar Zitate aus ihm folgen: „Wenn in der damaligen Heilkunde die psychische Therapie eine bedeutsame Rolle spielt, so kommen darin Urinstinkte wieder zum Vorschein, welche durch rationale Bestrebungen zurückgedrängt gewesen waren." „Aus diesem Grunde ist körperliche und namentlich seelische Ruhe das überragendste aller Heilmittel."

Und zur „Weltvernunft": Eine solche Generalrichtkraft zu leugnen steht natürlich jedem frei. Aber er bleibt dann die Antwort schuldig auf die Fragen, wer der Ordnung ihre Weisungen erteilt und woher die menschliche Vernunft als Teilresonanz einer höheren Vernunft rührt. „Unter den zahllosen Bündelungen ist das, was wir Leben nennen, eine Sonderform; sie hat die verhältnismäßig kleine Aufgabe, das Prinzip des Lebens in den tausenderlei Arten und Gattungen zu erhalten." „Wir kommen schließlich zu dem Ergebnis, im Universum ein ewig bewegtes Potentialfeld bzw. eine Summe solcher Felder zu erblicken und kehren damit zurück zu der ältesten uns bekannten Weltanschauung des Brihadâranyaka-Upnyishad." „Man kann es bezweifeln, ob die Wellenbewegung, welche dermalen unser physikalisches Denken beherrscht, der Weisheit letzter Schluß ist. Immerhin müssen wir zur Verständigung damit rechnen." „Wer könnte sich ein Bild von diesem Gewoge machen? Diejenigen jedenfalls nicht, die sich eine einzelne Wellenlänge zu ihrem unbestreitbar verdienstvollen Spezialstudium erkoren haben."

Verf. schließt mit Schiller (Worte des Glaubens): „Hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke, und ob alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Ein besinnliches Buch also, das die Erfahrung des Arztes, Naturwissenschaftlers und Philosophen verbindet und von dieser hohen Warte aus den Blick in große Weiten trägt. Hrsg.

Strauß, A. S., Psychologie der Götter. 141 S. L. C. Wittich-Verlag, Darmstadt 1939.

„Formende Kräfte des Lebens in ihrer psychologischen Bedeutung."

Verf. sagt in der „Einleitung", aus der einige Zitate den Inhalt des Buches wie das Ziel der Untersuchungen kennzeichnen mögen: Die antike Götterlehre erlebte, besonders was ihre psychologische Seite betrifft, eine gewaltige Wiedergeburt im Mittelalter und in der Renaissance als Lehre von den Planetenkindern. Diese Lehre, die sich bis auf unsere Tage lebenskräftig erhalten hat, schuf in speziell astrologischer Form aus einer Fülle praktischen Wissens heraus eine bilderreiche Typologie, die zu den lebenskundlich wertvollsten Dokumenten gehört." „Betrachten wir sie einmal nicht vom astrologischen Gesichtspunkt, sondern als Charakterlehre, so müssen wir zugeben, daß sie fraglos dem aus den Tiefen der Menschenseele her genährten Bewußtsein der Gesamtschöpfung als einer Einheit Rechnung trägt, daß sie also auch das Bewußtsein des Angeschlossenseins aller psychischen Gegebenheiten mit zumindest einer ihrer Wurzeln an das kosmische Kräftespiel wach erhält.

Nach ihr stand jeder Mensch in einem besonderen Kindschaftsverhältnis zu dem seine Geburt bestimmenden Planeten und stellte somit in seinem Typus ein „Saturnkind", ein „Jupiterkind" usw. dar." "Die außerordentliche Zähigkeit, mit der das astrologische Planetenbild am Charakter jener Gottheit haftete, die ihm den Namen gab — also das Bild des „Saturnkindes (beispielsweise) das Wesen und Wirken des mythologischen Gottes Saturn in sich bewahrte—, läßt

darauf schließen, daß die Göttergestalten des antiken Pantheons, die von der astrologischen Tradition und also auch von der Typologie des Mittelalters aufgegriffen wurden, eine besonders gelungene Form darstellen für jene Grundfunktionen, deren Walten die Seele in sich spürte."

Es erhebt sich für den Verf. die Frage nach dem Verbleib jener großen Typenlehren in heutiger Zeit, und er kommt zu dem Ergebnis, daß die heutigen großen Typenlehren das alte psychologische Erfahrungsgut der Antike und des Mittelalters enthalten. „Die Planetenkinder-Typen sind" nach ihm „in ihrer besonderen Charakterologie sogar noch weitgehend vorhanden und teilweise von den Psychologen als seelische Grundeinstellungen wieder entdeckt worden. Sie tragen aber heute andere Namen, da das Wissen um ihre kosmopsychologische Wurzel verloren ging." Das Buch will die kosmische Beziehung unserer modernen Typen wiederum aufzeigen, „und zwar durch die Darstellung jener Grundfunktionen, jener allgemeinen Formprinzipien, die hinter den alten Planetengöttern, hinter den Planetenkinder-Typen ebenso wie hinter den modernen psychologischen Typen stehen."

Es will ferner die psychologischen Funktionen des Menschen in ihrer Beziehung zu den Grundkräften der gesamten Natur aufzeigen, die Gestaltungskräfte der Welt in den verschiedensten Lebensgebieten und auch in der psychischen Struktur des Menschen nachweisen. Hierbei knüpft es, wie Verf. sagt, nicht nur an die antike Götterlehre, sondern auch überall dort an, wo jene angenommenen Formprinzipien Gestaltung erfahren haben.

Zweifellos liest sich das Buch, dessen Tendenz aus dem Gesagten zu erkennen ist, interessant, bes. auch der Abschnitt IV: Erscheinungsformen der Grundfunktionen. Hier nur noch das, was über die „Naturgeister" als „Kräfte unseres schaffenden Seelengrundes" innerhalb einer „Symbolwelt des Unbewußten" geschrieben ist. Der Betrachtungsstandpunkt des Buches ist jedenfalls von Interesse, mag man sich zu den astrologischen Beanspruchungen im übrigen stellen wie man will. Ref. hat schon vor zwei Jahrzehnten darauf hingewiesen, daß es sich ihnen gegenüber höchstens um Entsprechungen handeln kann, nicht aber um Schicksalsdeterminierung. Diese Probleme erscheinen in dem Buche weniger bedeutsam. Hrsg.

Roesermüller, Wilhelm Otto, Vom friedlichen Sterben. 87 S. Spiegel-Verlag Hermann Bauer, Freiburg i. Br. 1940.

„Eine christlich-religiöse und parapsychologische Studie"; mit einem Geleitwort von Dr. Herbert Fritsche.

Es ist bereits auf mehrere Schriften ähnlicher Richtung des Verfs. hingewiesen worden. Sie zeichnen sich alle durch religiöse Tiefe aus sowie durch sachkundige Heranziehung bes. auch der Metapsychik zur Unterstützung der vorgetragenen Anschauungen.

Der Inhalt führt über religiöse christliche Berufungen und Gesichte, über Berichte vom Sterbebett und von Schauungen Sterbender, über postmortale Erscheinungen zu religiösen Bekenntnissen, innerhalb derer Worte des Berliner Chirurgen Prof. Dr. Sauerbruch zitiert werden: „Erst hier im christlichen Glauben erhält alles Leid und aller Schmerz als Mitleiden mit Christus einen erlösenden Charakter. Leid wird im Christentum anerkannt als Gottes weise und heilige Fügung, zur Prüfung, vor allem als Mittel zur christlichen Charakterbildung. (Vortrag: „Wesen und Bedeutung des Schmerzes", 1935.)"

In dem trefflich geschriebenen Fritsche'schen Vorwort werden Worte von Hyrtl zitiert: „Hätte der Embryo Selbstbewußtsein, so würde er die Stunde seiner Geburt für sein sicheres Ende halten müssen," „Und doch beginnt sofort nach der Geburt die selbständige Existenz des Kindes. Der Organismus des Embryos war eben schon daraufhin angelegt, sich sofort den neuen Existenzbedingungen anpassen zu können. Ähnlich verhält es sich beim Tode des Menschen, er ist der Beginn eines neuen, selbstbewußteren und freieren Lebens, und die Seele ist organisiert, daß der Mensch ohne weiteres im Jenseits weiterleben kann." — Es ist das natürlich keine Beweisführung, es ist ein Glaubensbekenntnis, das auch den anderen Geschöpfen (nicht nur den Tieren) auf Erden ein Nachleben zuerkennen würde, da auch sie eine „Seele" besitzen. Hrsg.

Verleger und Schriftwalter: Prof. Dr rer nat Christoph Schröder Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck - Buch- u Kunstdruckerei, P Zimmermann, Bln.

zögern wollen, diese für die zukünftige Aufwärtsentwicklung der Z. bedeutsame Aenderung schon im vorliegendn Heft anzuzeigen, mit herzlichstem Dank an den Inhaber des Verlages, Herrn Dr. Franz Wetzel, für die große Bereitwilligkeit in der Annahme meiner Vorschläge.

Die Z. wird vorerst in ihrer Erscheinungsweise nichts ändern. Der Zeitgewinn wird mir aber die Möglichkeit einer weiteren sorgfältigen Durcharbeitung ihres Inhaltes geben. Und der Tatkraft des Verlages wird es aller Voraussicht nach schon bald gelingen, den Umfang der Z. wieder zu einem öfteren Erscheinen auszuweiten.

Der Herold-Verlag brachte bisher an Zeitschriften heraus: „Natur und Kultur" (37. Jhg.) und „Zeitschrift für Wünschelrutenforschung" (21. Jhg.). Wiederholt bereits habe ich für die Z.mp.F. aus der „N.u.K." Berichte und Hinweise entnommen, welche das tiefe Interesse der Zeitschrift bzw. ihrer Leitung an der Metapsychik und den ihr angeschlossenen Gebieten bezeugten. Meine Schätzung von „N.u.K." reicht bis in das Jahr 1906 zurück, als ich in ihr eine Schilderung von ostafrikanischen Tänzen veröffentlichte. Die „N. u. K." war stets ein Hort für eine Natur- und Kulturbetrachtung, welche sich nicht durch die Brille materialistischer Voreingenommenheiten beirrenließ und ihre Auffassungen in wissenschaftlicher Kritik zu begründen wußte. Viele Leser der Z.mp.F. werden die „N.u.K." bereits kennen und mit mir schätzen. Aber auch die anderen Leser werden sich bald davon überzeugen, daß meine Wahl eine glückhafte war, daß sie im Interesse der Z.mp.F. und somit auch ihres Leserkreises lag.

Berlin-Lichterfelde, den 10. August 1940.

Prof. Dr. Christoph Schröder.

*

Der vorstehenden Erklärung des von mir seit Jahren hochgeschätzten Vorkämpfers einer streng wissenschaftlichen metapsychischen Forschung habe ich zunächst meinen aufrichtigen Dank hinzuzufügen für das Vertrauen, das er mir durch die Übertragung des Verlages seiner bewährten und verdienstvollen „Zeitschrift für metapsychische Forschung" entgegenbringt. So wie es in bald zwanzigjähriger dornenvoller, aber auch beglückender Arbeit mein Bemühen war, die Zeitschrift „Natur und Kultur" durch alle Fährlichkeiten der Zeit hindurchzusteuern und ihr bei ungezählten tieferdenkenden deutschen Menschen Achtung und Ansehen zu erringen, und ebenso wie ich seit Jahren nichts unversucht ließ, um der „Zeitschrift für Wünschelrutenforschung" die erfolgreiche Mitarbeit erfahrener Fachgelehrter zu sichern und ihr von Vielen als „okkult" beargwöhntes und bekämpftes Sondergebiet exakt wissenschaftlicher Durchforschung und Aufhellung zu erschließen, so werde ich auch meine ganze Kraft dareinsetzen, das von Herrn Prof. Dr. Chr. Schröder unter so großen persönlichen Opfern und mit so nachhaltigem Erfolge begonnene und lebendig erhaltene Werk weiter zu fördern und zur verdienten Anerkennung zu führen.

Seit ihrer Gründung ein eifriger Leser der „Zeitschrift für metapsychische Forschung", bin ich mit ihrem Aufgabengebiet durchaus vertraut, zumal es ja nicht wenige Berührungspunkte und Überschneidungslinien sowohl mit „Natur und Kultur" als mit der „Zeitschrift

für Wünschelrutenforschung" hat. Wenn auch dankenswerter Weise die alleinige verantwortliche Schriftleitung und Herausgeberschaft weiterhin bei Herrn Prof. Dr, Chr. Schröder verbleibt, so erscheint es doch höchst ersprießlich, daß auch der Verleger auf dem Stoffgebiete seiner Zeitschriften kein Fremdling ist. Denn nur so wird er auch mit dem Herzen dabei sein können.

Ich freue mich, nunmehr in den drei genannten Zeitschriften eine harmonisch sich ergänzende und wechselseitig befruchtende Dreiheit verlegen und teilweise auch herausgeben zu dürfen, von der für unser unter machtvoller Führung sich neu gestaltendes deutsches Volk und Vaterland **recht viel Licht** und Segen ausstrahlen möge.

München-Solln, den 15. August 19140.

Dr. phil. Franz Wetzel, Verleger
(Herold-Verlag Dr. Franz Wetzel & Co. K.-G.)

Die bis zum 1. Januar 1941 fällig gewordenen restlichen Gebühren aus dem Bezuge der Z.mp.F. erbitte ich direkt an mich, die Zahlung der späteren Bezugsgebühren an den Herold-Verlag, München-Solln, Ottilien-Straße 16.

Frühere Jahrgänge der Z.mp.F. können zu bedeutend ermäßigtem Preise abgegeben werden.

Das **4. Heft Jhg. 1940 der Z.mp.F.** soll anfangs Dezember ds. Js. erscheinen.

„**Der Bücherwurm**" (Heinz Hannemann, Berlin W 30, Motzstr. 24) sandte einen Antiquariats-Katalog Nr. 207 über mehr als 3000 Nummern zur Philosophie, Psychologie, Pädagogik ein, auf den aufmerksam gemacht sei.

Bezugsbedingungen der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" („Z. mp. F."), Heftfolge: „Die unsichtbare Wirklichkeit".

Der Jahrgang 1939 der „Z. mp. F." umfaßt 4 Hefte zu je 3 Bogen; Bezugsgebühr 7 RM (halbjährlich 3.50 RM).

Dieser Betrag kann durch Nachnahme (unter Aufschlag der Unkosten — auch derjenigen einer eventuellen die Entrichtung der Bezugsgebühr betreffenden Korrespondenz —) erhoben werden, falls er nicht bis zum 1. Februar mit 7,— RM bezw. bei vereinbarter halbjährlicher Zahlungsweise bis zum 1. Februar und 1. September mit je 3,50 RM vorliegt.

Einzelheft als Nachbezugsexemplar 1,60 RM, sonst 2,— RM.

Bezugsbestellungen gelten für den ganzen Jahrgang.

Liegt bis zum 1. Oktober d. J. keine gesondert auszusprechende Abbestellung vor, so gilt der Bezug als für einen weiteren Jahrgang verlängert.

Bezügliche **Zahlungen** werden erbeten entweder direkt an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" (Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7) oder an Bankkonto Prof. Dr. Christoph Schröder, Dresdner Bank, Depositenkasse Berlin-Lichterfelde-Ost, Jungfernstieg 3, oder an Postscheckkonto Berlin Nr. 151938 Prof. Dr. Christoph Schröder, Herausgeber der „Zeitschrift f. metapsych. Forschung", Berlin-Lichterfelde.

Erfüllungsort und Gerichtsstand: Berlin-Lichterfelde.

Verleger und Schriftwalter: Prof. Dr. rer. nat. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck · Buch- u. Kunstdruckerei, P. Zimmermann, Bln.